Lemberg, den 20. November 1932

Folge 47.

Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich.

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika $2^1/_2$ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Anzeigenpreise: Gewöhnl. Anzeigen jede mm-Zeile Spaltenbreite 36 mm 15 gr, im Textteil 90 mm breit 60 gr. Kl Anz je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanzeigen 12 gr. Arbeitsuch 5 gr. Auslandsanzeige 50 % teurer, bezw. Wiederholung Rabatt



Wahrzeichen der Einheit des deutschen Volkes auf der ganzen Erde.

Deutsche Einheit

Farbenpracht und Sonnenwärme des Sommers sind dahingeschwunden. Kalte, graue Nebel, die aus den Klüften und Tälern der Erde quellen, haben das Laub müde gemacht und blaß gefärbt, harte Winde und Regenschauer drücken es zur Erde, lassen es vermodern. Es wird stiller in der Natur. Pflanzen und Bäume hüten nur noch unter der Erde in ihren Wurzeln ihre Kraft, die Tiere suchen und bereiten ihren Winterschutz. Der Landmann schleppt ein Werkzeug nach dem anderen vom Felde, bald gibt es nur noch im Haus und auf dem Hof Arbeit. Der graue November hat seinen Einzug gehalten.

Die Zeit der stillen Einkehr ist da. Seit Jahrhunderten, ja wahrscheinlich seit urewigen Zeiten ruht es im wachen Bewußtsein der Menschen, daß diese trüben Wochen von der Vorsehung dazu geschaffen sind, um allem Leben Zeit zur Besinnung auf sich selbst, zur Wahrung und Klärung der Kraft in den eigenen Wurzeln zu geben. Seinen augenfälligsten Ausdruck findet dieses Bewußtsein zur Pflicht auf Selbstbesinnung in den kirchlichen Festen, die von den christlichen Bekenntnissen teilweise schon viele Jahrhunderte hindurch im November gefeiert werden. Die katholische Kirche beginnt den Monat mit den großen Kirchenfesten Allerheiligen und Allerseelen, die evangelische Kirche feiert in ihm den Buß- und Bettag und das Totenfest. Alles Feiertage, die nicht verheißen, wie Ostern, und jubeln wie Pfingsten oder Fronleichnam, sondern die an unsere Vergänglichkeit und unsere Sünde mahnen und an uns die Frage richten: Wie wird es sein, wenn dereinst von dir deine Seele gefordert wird?

Einkehr und Besinnung dürfen niemals nur einen Teil unserer Seele erfassen, sie müssen von allem

Besitz nehmen, was in unserem Inneren lebt und treibt. Wir müssen restlos ehrlich gegen uns selbst werden und den Willen haben, alles in uns zu erkennen, was in der Zeit der Einkehr geläutert werden soll. Mag der Schiffsmann auch noch so standhaft an dem kleinen Riß in seinem Segel vorbeisehen: der erste Windstoß zerreißt ihm unerbittlich die Leindwand und gibt ihn hilflos den Wellen preis.

Darum fordern die stillen Wintermonate, die vor uns liegen, von uns mehr, als nur Rechenschaftslegung vor dem anständigen Menschen in uns über unser allgemeinmenschliches Tun und Lassen. Sie fordern von uns Einkehr und Rechenschaft auch als deutsche Menschen. Sie mahnen uns zum Nachdenken an die Pflichten, die uns die allgewaltige Schöpfungsmacht dadurch auferlegt hat, daß sie uns als deutsche Menschen schuf. Sehr viele unter uns, ja die meisten können sich mit ruhigem Stolz Rechenschaft von ihrer deutschen Seele geben. Sie haben die Werte ihres Volkstums bewahrt und sie still und stark in ihren Taten und in ihrem Leben wirken lassen, zum Wohle ihrer deutschen Brüder, zum Wohle ihrer Heimat und damit zum Wohle jedwedes Lebens. Denn deutsches Wesen heißt nicht Kampf gegen anderes Wesen, sondern heißt Verinnerlichung und Festigung alles Tuns, heißt Werteschaffen überall.

Aber die Zahl der Kleinmütigen unter uns ist auch nicht gering. Wie viele haben in ängstlicher Sorge um materielle Güter Heimat und Volkstum vergessen, ja hier und da wohl gar den deutschen Menschen in sich verleugnet. Sie alle sind nicht weiter gekommen. Die große Not der letzten Jahre hat auch ihnen das geringe Gut, das in Einzelfällen dem einen oder dem anderen die Verleugnung seines Wesens einbrachte, weggerafft, und sie sind jetzt doppelt arm, arm an Habe und arm in ihrer Seele. Es genügt nicht, wenn sie sich wie Ertrinkende an einen Strohhalm klammern und sagen: wir haben ja unsere deutsche Sprache erhalten. Das ist wie ein Gefäß ohne Inhalt. Denn wenn ihnen neben der deutschen Sprache nicht auch der deutsche Geist verblieben ist, oder wenn sie gar ihre deutsche Sprache dazu benutzten, um den Versuch zu machen, Uneinigkeit in unsere Reihen zu säen, so sind sie taube oder brandige Aehren und gehören zur Spreu.

Die Zeiten sind schwer und werden noch lange schwer bleiben. Eine tiefe Erkenntnis unserer Aufgaben und ein fester Wille, sie zu erfüllen, tut dringend not. Wer sich zu dieser Erkenntnis und zu diesem Willen noch nicht durchgerungen hat, dem geben die kommenden Wochen dazu die Zeit. An Hab und Gut sind die Unterschiede kleiner geworden, die Weltnot hat überall Reichtum dahingerafft und Armut geschaffen. Unabhängig von der Ergiebigkeit der Felder und unserer Arbeit geht die Wirtschaft ihren Weg, der Zufall des Weltgeschehens hat uns arm gemacht, er kann uns auch wieder reich machen, wenn wir unsere Hände kräftig, unser Werkzeug blank und unseren Willen stark erhalten.

Aber geistig kann auch die bitterste Not uns nicht verarmen lassen, und die Zeiten der blühendsten Wirtschaft können uns nicht reich machen. Den Geist schaffen wir immer in uns selbst. Das ist der ungeheure Schatz, der im deutschen Menschen ruht: daß er ein tiefes Innenleben führt, das ihm niemand rauben kann.

Diesen Schatz unserer Seele wollen wir wahren und mehren. Immer von neuem werden vor unseren Kindern die Pforten der deutschen Schulen geschlossen, sie erhalten in einer fremden Umgebung und in einer fremden Sprache die Grundbegriffe einer Kultur und einer Geschichte, die nicht die ihres Volkstums sind. Auch darin liegen Werte. Wie kann ich Fremdes verstehen oder beurteilen, wenn ich es nicht kenne. Doch ist es Aufgabe der deutschen Eltern, das eigene Wesen in diesen Kindern zu wecken und in ihre Seelen die Bilder einzufügen, die unzerstörbares Gut des deutschen Menschen sind. Deutsche Lieder, von den Müttern den Kindern an langen Winterabenden gelehrt, klingen ewig fort und binden an Heimat und Volkstum wie nichts anderes auf der Welt.

Der Schwere der Zeit wollen wir unsere Treue und unsere Einigkeit entgegensetzen. Treue im Geist und in der Tat, helfen, wo geholfen werden muß und geben, wo wir geben können. Denn unsere deutsche Not wird niemand lindern, wenn wir es nicht selbst tun. Wie viele tausende Deutsche unserer Heimat sind bitteren Entbehrungen und wohl auch dem Hungertode in diesem Winter ausgesetzt, wenn wir selbst ihnen nicht durch Winterspenden helfen können.

Einmal ist die Zeit da, wo jedem von uns die letzte Rechenschaft gefordert wird. Einmal, wenn wir ganz alt sind, werden wir im Anblick unserer Kinder sie selbst von uns fordern, oder die Kinder fordern sie von uns. Dann ist es zu spät zur Besinnung. In unserer Schaffenskraft und Schaffensfähigkeit sind unsere Pflichten enthalten. Daß wir sie erkennen, dazu mahnt uns die Zeit. Sie fordert von uns die Einkehr als Christen und als Deutsche.

H. R. Wiese,
Hauptgeschäftsführer des Deutschen Hauptarbeitsausschusses (Deutsche Vereinigung).

Totensonntag

Der rauhe Novemberwind streicht über die Gräber hin, wirbelt die letzten welken Blätter umher und mahnt uns, daß es Winter werden will. Totensonntag. Ein Augenblick des Besinnens, ein stilles Verweilen in dem unermüdlichen Hasten nach Geld und Vergnügen, in dem Treiben des Alltags. Ein Tag geweiht dem Andenken unserer Toten. Freundschaft und Liebe schmücken mit ehrfürchtiger Hand ihre Gräber und weilen in stillem Erinnern bei ihnen.

Draußen aber, weit im Lande zerstreut, da erheben sich andere Gräber, mit geborstenen Kreuzen, grasüberwucherten Hügeln, vom Regen verwaschenen Inschriften. Die einsamen Gräber. Keine liebende Hand schmückt sie, und nur wenige denken ihrer. Vielleicht denkt eine Mutter im fernen Reich heute des gefallenen Sohnes, der in fremder Erde ruht, wer weiß wo. — Dieser Gräber in Nord und West, Süd und Ost wollen wir heute in Stille gedenken und der bleichen Schläfer, die ihre blutigen und zerfetzten Leiber hier zur ewigen Ruhe gebettet haben, nach getaner Pflicht. Und der Novemberwind, der um ihre Gräber zieht, kommt von weit her und erzählt uns die Geschichte jener Toten. Wie der eine begeistert hinausgestürmt war, zu kämpfen für sein Volk, und die tödliche Kugel ihn traf mitten ins heiße Herz und er vornüberfiel, den Säbel noch in der starren Faust. Und wie der andere, erst achtzehnjährig, mit zerschossenen Beinen auf freiem Felde liegend, langsam verbluten mußte und im Hinüberdämmern noch der Heimat gedachte. Schicksal reiht sich an Schicksal, eine endlose Kette. Plötzlich sehen wir das ganze grauenhafte Bild des Krieges vor uns. Sehen die mit Todesverachtung gegen eine Welt von Feinden kämpfenden deutschen Truppen zu Land, zu Wasser und in den Lüften. Sehen die ungezählten Scharen begeisterter deutscher Jugend hinausströmen aus den Hörsälen der Universitäten, den Werkstätten der Fabriken, aus Schule und Haus, um einzustehen für Heimat und Volk, für die Ehre des deutschen Namens. Und sie sind geblieben im Stacheldrahtverhau und im Massengrab, in Granattrichtern und im Betonbunker... zahllos, namenlos. Die Hölle von Flandern, Loretto, Arras, Tannenberg, die Materialschlachten, der Isonzo und so endlos fort. Eine furchtbare Kette, Name bei Namen, Leidenstätten des deutschen Soldaten. Jeder Fußbreit Erde mit Blut getränkt, bezahlt mit Toten, Siechen, mit Qual und Herzeleid. Der begeisterte Kämpfer der ersten Kriegsjahre wird ein müder, gehetzter, vom Grauen abgestumpfter Mensch, aber eisern und hart im Ausharren, im Pflichtbewußtsein, seiner Heimat zu dienen. Es ist ein hohes, heiliges Heldentum um solch ein Ausharren in Grauen und Tod.

In der alten Wenzelkapelle in Leitmeritz an der Elbe wurde vor Jahren ein Denkmal errichtet, das dem Andenken der im Weltkriege gefallenen deutschen Soldaten geweiht ist. Das Denkmal stellt den überlebensgroßen Christus am Kreuze dar. Seinen rechten Arm reißt der Heiland von der Kreuzesstange und umfängt einen vor ihm zusammengebrochenen todwunden Frontsoldaten. In dem Antlitz beider furchtbare Qual, aber in den Augen des Heilandes, da glüht es von verstehender Liebe für seinen todwunden Bruder. Eindringlich und warm spricht dieses Denkmal zu uns. So groß und heilig ist das Opfer jener, daß Christus sie zu sich emporzieht, ihnen verzeiht, um ihrer großen Liebe willen, und weil sie getreu gewesen bis in den Tod.

Viel ist über den Krieg gesagt und geschrieben worden. Wir sind seiner müde. Die blutigen Ereignisse verblassen mehr und mehr. Wir wollen vergessen. Wie sehr wir uns aber auch bemühen, loszukommen, immer wieder werden die Kreuze jener Gräber ein Mahnen sein, eine stumme Frage nach dem Verhältnis zu deinem Volk. Jeder Totensonntag wird Rechenschaft von uns fordern, im Namen jener Toten. Wenn wir unser Volk in seiner Not im Stiche lassen, wenn wir es verleugnen aus kleinlicher Angst um Stellung und Beruf, dann schänden wir die Toten, die mehr geopfert haben, als wir je opfern werden. Dann sind wir klein und niedrig, ihrer nicht wert, ein charakterloser Feigling. Liegt eine schwere Zeit der Not über unserem Volk, so dürfen wir nur unsere Kräfte einsetzen, die Not zu mildern, zu beseitigen. Dann wird die gewaltige Einsaat, die hergegeben wurde, aufgehen und Frucht tragen. Dann dürfen wir einst neben die Toten treten, ein Geschlecht ihnen gleich, männlich und tapfer.

Wir bleiben treu, wie unsre toten Brüder,
Ein Volk, das fest an seine Zukunft glaubt,
Wir wahren unsres Volkes höchste Güter,
Die keines Feindes Tücke raubt.

H. G.

Für Schule und Haus

Die Wiederausschaltung der Frau aus zahlreichen wissenschaftlichen Berufen und Stellungen im Verwaltungsdienst, im Handel und in der Industrie zu Gunsten männlicher Arbeitskräfte führt unsere weibliche Jugend notgedrungen wieder dem natürlichsten Arbeitsgebiete der Frau, nämlich der Hauswirtschaft zu. Eine hauswirtschaftliche Ausbildung unserer jungen Mädchen ist unbestritten insofern die lohnendste, als sie nicht nur für eine berufliche Tätigkeit dienen kann, sondern auch im Falle der Verheiratung von größtem Nutzen ist. Als vielseitigste, wertvollste und gesündeste Ausbildung gilt mit Recht das Maidenjahr (Frauenlehrjahr) in den Wirtschaftlichen Frauenschulen auf dem Lande des Reifensteiner Verbandes, die sowohl für einen großen Teil unserer deutschen hauswirtschaftlichen Ausbildungsstätten als auch für ausländische Schulen vorbildlich geworden sind. Gleichwohl stehen sie mit ihrem frischen, charakterbildenden und naturgesunden Internatsleben unerreichbar da. Wertvoll ist der Besuch des Maidenjahres nicht nur als eine an sich abgeschlossene hauswirtschaftliche Vorbildung für die Hausfrau in Stadt und Land, sondern auch als Vorstufe für eine Reihe von hauswirtschaftlichen Frauenberufen, wie z. B. die Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde und die staatlich geprüfte ländliche Haushaltpflegerin. Die Seminare zur Ausbildung dieser Berufe befinden sich ebenfalls in den Wirtschaftlichen Frauenschulen auf dem Lande des Reifensteiner Verbandes, der seinen Sitz in Berlin W. 9, Köthenerstr. 43 hat und gewünschte Drucksachen versendet.

Von besonderem Interesse ist jetzt, daß der Reifensteiner Verband der Not der Zeit, besonders des deutschen Ostens, Rechnung tragen und seine beiden ostdeutschen Frauenschulen durch eine Ermäßigung des Schul- und Kostgeldes unter Friedenspreis auch denjenigen Kreisen öffnen will, die in ihren Einnahmen so sehr geschmälert wurden. Beide Schulen liegen in dem Gebiete der Osthilfe, für das die Regierung jetzt besonders eintritt, und haben Maidenjahr und Seminar zur Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde. Es handelt sich um die ostpreußische Wirtschaftliche Frauenschule zu Metgethen bei Königsberg und die Wirtschaftliche Frauenschule zu Maidhof zu Gnadenfrei in Schlesien. Letztere ist die Nachfolge der vor dem Kriege in Deutschland bestbekannten Wirtschaftlichen Frauenschule Maidburg bei Kempen in Posen geworden, die durch den Krieg an Polen verlorenging. Die neue Schule Maidhof liegt vor dem schlesischen Eulengebirge in der Grafschaft Glatz und hat die vorbildlichsten Lehr- und Wirtschaftseinrichtungen für die landwirtschaftlichen Fächer.

Wochenrückblick

Der am 3. November eröffnete Sejm wurde nach eintägiger Beratung auf einen Monat vertagt. Finanzminister Zawadzki verteidigte das Budget für 1933/34, das bekanntlich mit einem großen Fehlbetrag zwischen der Einnahmen- und Ausgabenseite abschließt. Er betonte, daß überall Einsparungen gemacht wurden, und wenn es sein müßte, werde man weitere, wenn auch schmerzliche Einsparungen machen müssen.

In Deutschland haben die Wahlen keine ausgesprochene Regierungsmehrheit ergeben. Die Hitlerpartei hat, wie vorauszusehen war, 35 Mandate verloren. Mandate eingebüßt haben weiter: die Sozialdemokraten (12), das Zentrum (6), die Bayrische Volkspartei (3), die Staatspartei (2) und der Thüringer Landbund (1). Einen Zuwachs erhielten die Kommunisten (11), die Deutschnationalen (13), die Deutsche Volkspartei (4), die Christlich-Sozialen (2) und der Württemb. Bauern- und Weingärtnerbund. Die Nationalen Minderheiten haben kein Mandat erhalten, da sie im ganzen 34 510 Stimmen erhielten, während zur Erlangung eines Mandats 60 000 Wählerstimmen erforderlich sind.

In Amerika hat Roosevelt den Sieg über Hoover errungen und ist zum Präsidenten gewählt worden. An Roosevelt knüpft sich die Hoffnung auf eine neue Richtung auf Besserung. Zunächst auf dem Gebiete der Prohibitionspolitik und vielmehr noch in wirtschaftlicher Hinsicht.

Aus Zeit und Welt

Legalisierung landwirtschaftlicher Meßgeräte

Die landwirtschaftlichen Organisationen haben sich seit Jahren bemüht, einfachere Methoden bei der Legalisierung ihrer Meßgeräte und eine Herabsetzung der Gebühren zu erzielen. Die Bestrebungen haben jetzt einen teilweisen Erfolg, wie eine Verfügung des Ministeriums zeigt.

Zuerst einmal ist die Gebühr bei der ersten und zweiten Ueberprüfung der Meßgeräte, für die eine erste und letzte Prüfung erforderlich ist, um 50 Prozent herabgesetzt worden. Bei der Nacheichung von sogenannten kombinierten Waagen mit einer Tragfähigkeit von 100 bis 200 Kilogramm werden fortan an Stelle der bisherigen Gebühr von 6 Zloty nur noch 4 Zloty erhoben. Beläuft sich die Tragfähigkeit einer kombinierten Waage auf 1000 bis 1500 Kilogramm, so wird die Gebühr von 14 auf 9 Zloty ermäßigt.

Eine weitere Erleichterung bringt eine neue Verfügung des Haupteichamtes. Danach werden alle Landwirte, soweit ihr Anwesen nicht mit industriellen Betrieben verbunden ist, von der Gebühr für das Entleihen von Maß- und Hilfsgeräten befreit, falls sie für die Legalisierung notwendig sind. Eine wesentliche materielle Entlastung bringt ferner noch eine Verfügung des Haupteichamtes, nach der es den Landwirten erlaubt sein wird, ihre Meßgeräte bei festgestellter Beschädigung selbst auszubessern. Bisher mußten diese Ausbesserungsarbeiten bei dafür bestimmten Handwerkern ausgeführt werden, die nicht selten übermäßig hohe Preise forderten.

New York — die drittgrößte deutsche Stadt

So sonderbar es klingen mag: New York ist die drittgrößte deutsche Stadt. Die letzte amtliche Zählung hat ergeben, daß 1,3 Millionen Deutsche ihren Wohnsitz in New York haben. Auf diese Weise rangiert New York gleich hinter Berlin und Wien, also noch vor Hamburg, der zweitgrößten reichsdeutschen Stadt. Die Entwicklung des Deutschtums in Amerikas größter Stadt hat besonders im Laufe des letzten Jahrzehnts große Fortschritte gemacht. Der Zuzug kam nicht nur aus Deutschland selbst, sondern auch aus den verschiedensten Teilen der Vereinigten Staaten. Die Zahl der deutschen Vereine hat sich im Laufe des letzten Jahres auf über 1500 erhöht. Fast täglich wird in New York ein neues deutsches Lokal eröffnet, und auch die deutsche Sprache findet immer größere Verbreitung. Die Amtssprache ist natürlich weiter englisch, aber ein großer Teil der New Yorker Polizisten spricht fließend deutsch, und auch die führenden amtlichen Persönlichkeiten bedienen sich bei Veranstaltungen deutscher Organisationen der deutschen Sprache.

Gehälter bei Zwangsvollstreckungen vor allen anderen Ansprüchen

Das vor einigen Tagen veröffentlichte Dekret über das gerichtliche Zwangsvollzugsverfahren erhält eine Reihe für die Angestellten sehr wichtiger neuer Bestimmungen.

Bei Zwangsvollzugsmaßnahmen wurden Forderungen der Angestellten (rückständiges Gehalt) hinter Steuern, Gebühren der Selbstverwaltung und anderen Gebühren an die vierte Stelle gesetzt. Jetzt werden solche Forderungen der Angestellten an der ersten Stelle unter den bevorrechteten Forderungen rangieren; vor ihnen sind nur noch die Zwangsvollzugsgebühren selbst, und zwar auch nur dann, wenn es sich um Immobilien handelt.

Des weiteren wird die Frage der Pfändung von Angestelltenbezügen besprochen. Wie bisher, kann nur ein Fünftel des Gehalts gepfändet werden, wenn es sich um Alimente handelt, jedoch zwei Fünftel. Neu ist die Bestimmung, daß, sofern es sich um Gehälter von über 1200 Zloty monatlich handelt, 50 Prozent, und — sofern es sich um nichtgezahlte Alimente handelt — sogar 100 Prozent des Ueberschusses über 1200 Zloty der Pfändung unterliegen. Nicht gepfändet werden können rückständige Gebühren für Kranken- und Arbeitslosenversicherung, sowie Gegenstände, die dem betreffenden Angestellten zur Ausübung seines Berufes notwendig sind.

Rückgang der polnischen Stimmen in Oberschlesien

Im Bezirk Oppeln haben nach der vorläufigen Zählung von 665 758 abgegebenen gültigen Stimmen erhalten: die Nationalsozialisten 178 312, die Sozialdemokraten 60 727, die Kommunisten 112 345, das Zentrum 238 605, die Deutschnationalen 53 442, die Deutsche Volkspartei 2818, die Staatspartei 1319, die Christlichsozialen 2077, die Wirtschaftspartei 1288, die Landvolk-Partei 798 und die Polnische Liste 12 059 Stimmen. (Bei den letzten Reichstagswahlen im Juli d. J. erhielten die Polen im Bezirk Oppeln noch 14 534 Stimmen; sechs Jahre vorher — bei den Reichstagswahlen von 1924 — hatten sie in Oberschlesien noch 49 259 Stimmen erhalten. Und dabei hat es weder heute noch gestern in Deutschland Terrorwahlen gegeben! D. R.)

Reichstagseröffnung am 6. Dezember

Der neugewählte deutsche Reichstag muß nach den Bestimmungen der Verfassung innerhalb von 30 Tagen zusammentreten. Da anzunehmen ist, daß man den Zusammentritt nicht beschleunigen dürfte, rechnet man in politischen Kreisen damit, daß die erste Sitzung des neuen Reichstages am Dienstag, dem 6. Dezember, stattfindet. Diese Eröffnungssitzung wird nur die Konstituierung des Reichsparlaments bringen. Erst am nächsten Tage wird die eigentliche Arbeit beginnen.

Mißlungene Kommunistenkundgebung in Warschau

Die von den Kommunisten am 8. November in Warschau geplanten Kundgebungen anläßlich des 15. Jahrestages der Revolution sind recht kläglich verlaufen. Seit dem frühen Morgen ist im großen Umfange Polizei an allen wichtigen Kreuzungspunkten der Stadt bereitgestellt. Im Judenviertel und in der Umgebung dieses Viertels kam es im Laufe des Tages sechs oder siebenmal zu dem Versuch, Demonstrationszüge zu bilden, an denen sich jeweils 100 bis 200 junge Leute beteiligten. Die Ansammlungen lösten sich jedesmal beim Herannahen der Polizei sofort auf. Zahlreiche Plakate mit revolutionären Inschriften, die an den Telephon- und Telegraphendrähten aufgehängt wurden, wurden von der Polizei heruntergenommen. Zu dem einzigen blutigen Zusammenstoß kam es erst in den Abendstunden an der Ecke der Wolska und Karolkowastraße. Hier wollte der kommunistische Sejmabgeordnete Rosenberg aus Lodz eine Rede auf offener Straße halten. Während sich die Polizei noch zurückhielt, stürzte ein Haufen unbekannter Leute mit Stöcken und Messern bewaffnet auf den Abgeordneten und seine Begleiter los, die sie zu Boden warfen und furchtbar mißhandelten. Die Polizei konnte erst einschreiten, als die Leute geflohen waren und Rosenberg und seine Freunde blutbedeckt und bewußtlos am Boden

lagen. Die Regierungspresse behauptete heute morgen, daß die Unbekannten, welche Rosenberg überfallen haben, auch Kommunisten gewesen seien, und zwar Anhänger Trotzkis, während Rosenberg ein Anhänger Stalins sein soll.

Spionageprozeß in Warschau

Vor dem Warschauer Bezirksgericht wurde unter Ausschluß der Oeffentlichkeit ein interessanter Spionageprozeß verhandelt. Der vor kurzem wegen kommunistischer Propaganda unter den Soldaten der Warschauer Garnison zu fünf Jahren Gefängnis verurteilte Kommunist Majchrzak wurde aus der Haft vorgeführt, da die Polizei herausgefunden hat, daß Majchrzak außer seiner kommunistischen Propoganda auch Spionage getrieben hat. Bei einer Durchsuchung seiner Wohnung sind in seinem Besitz wichtige Dokumente gefunden worden, die auf die polnische Landesverteidigung Bezug haben. Der Angeklagte hat sich diese Dokumente durch ein Fräulein Grzybowska verschafft, die im Kriegsministerium als Stenotypistin angestellt und ihm aus dem Warschauer Teosophenklub bekannt war. In der Verhandlung wurde festgestellt, daß die Grzybowska jedoch nicht gewußt hat, zu welchem Zweck der Majchrzak ihr die Dokumente abverlangt hat. Majchrzak wurde wegen Spionage zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt, während die Grzybowska mit einem Jahre Gefängnis davonkam.

Aus Stadt und Land

Lemberg. Gefallenen-Ehrung. Am Totensonntag, dem 20. November, findet um 3 Uhr nachm. auf dem österr.-ungarischen Heldenfriedhof eine Trauerfeier statt, die dem Gedächtnis der im Weltkrieg gefallenen Helden gewidmet sein wird. Zu dieser Feier werden alle Glaubens- und Volksgenossen auf diesem Wege herzlichst eingeladen.

Lemberg. Katholischer Gottesdienst. Den deutschen Katholiken wird zur freundlichen Kenntnisnahme gebracht, daß am 24. November 1932 eine Abendandacht um 5 Uhr nachm. in der Seitenkapelle der Jesuitenkirche, Eingang von der Rutowskiegostr. in deutscher Sprache stattfindet.

Lemberg. Aufführung. Das 16. Spieljahr der Liebhaberbühne wurde im neuen vollbesetzten Bühnensaale mit der „Jugend", einem Drama von Max Halbe, eröffnet. Vor Beginn der Aufführung dankte der Bühnenleiter Herr J. Müller der evang. Gemeinde, die beim Bau des Turnsaales auch den Wünschen der Bühnenleitung entgegengekommen ist und dieselben nach Möglichkeit erfüllt hat. Die Ehrung von Frl. Jula Wendel anläßlich ihrer 10jährigen Bühnenmitwirkung mußte leider wegen Erkrankung der Jubilarin ausfallen. Das so plötzliche Hinscheiden von Frau Wally Schweitzer, die auch aktiv mitgewirkt hatte, wurde durch Aufstehen aller Anwesenden und kurzes Schweigen geehrt. In der „Jugend" schildert uns der Autor das heimliche Sehnen jugendlicher Herzen und die erste starke Liebe, die als Schicksal über zwei junge Menschen hereinbricht. Die Aufführung kann man als allgemein gelungen betrachten. Die einzelnen Rollen waren gut besetzt und dementsprechend auch wiedergegeben worden. In der Hauptrolle sahen wir Frl. Ella Burg als Annchen. Fräulein Burg, das wir als gute Lustspieldarstellerin kennen, hat bewiesen, daß es auch tragische Rollen meistern, ihr lachend-fröhliches Gesicht beherrschen und tiefernst wirken kann. Ihr Gegenspieler war Georg Ger, als Hans Hartwig, ein junger Student, der sich rasch zu etwas entschließt, aber nicht konsequent bleibt. In der Rolle des Pfarrers Hoppe sahen wir Herrn Georg Arnold, der sein schauspielerisches Können in der Szene mit dem Kaplan bewiesen hat. Letzteren gab Herr Artur Gaßner mit seiner bewährten Bühnensicherheit. Franz Breitenbach als Amandus, Annchens kretinhafter Stiefbruder, bewies, daß er Hervorragendes leisten kann, wenn er eine ihm entsprechende Rolle erhält. Sein Spiel ist besonders hervorzuheben. Diese Rolle war wohl am besten durchdacht und durchgearbeitet. Was die Handlung selbst anbelangt, wäre es vielleicht vorteilhafter gewesen, wenn man die etwas langatmige Anfangsszene des 3. Aktes zwischen Annchen und Hans gekürzt, was ein natürliches Spiel ermöglicht hätte. Für die Regie zeichnete Herr Josef Müller. Nicht zu vergessen ist die mühselige Arbeit der Bühnenausstattung, die Herr Willy Opern gut löste. Um ein gutes und natürliches Zusammenspiel zu erzielen, ist eine Bedingung notwendig: Vollkommenes Beherrschen des Textes und der Rollen.

Lemberg. Nachruf. Frau Valerie Schweitzer ist nicht mehr! Wie ein Wehruf gehen diese Worte durch unsere Reihen. Die liebe unvergeßliche Frau Walli Schweitzer ist mit einem Scherz auf den Lippen in den Tod gegangen, hat einen trauernden Gatten und zwei unmündige Kinder zurückgelassen. Ihr Leben war Frohsinn, Güte, Hilfsbereitschaft, Fleiß und Aufopferung. Sie war in folgenden Vereinigungen Mitarbeiterin: Evangelischen Frauenverein, Elternrat des evangelischen Gymnasiums, Damenchor, Sportklub Vis, Liebhaberbühne und Damennähkränzchen. Durch ihre Treue und sonnige Natur ist ihr ein bleibendes Denkmal in unseren Herzen gestiftet. A. P.

Wie uns mitgeteilt wurde, leiteten die Beamten des Naphthakonzerns „Małopolska" anstatt einer Kranzspende für Frau Schweitzer eine Sammelaktion ein, die den ansehnlichen Betrag von 286 Zloty ergab. Davon wurden 125 zl den Stanislauer Anstalten überwiesen, 125 zl dem „Radio für Kinder" und 36 zl dem Albertinerorden in Lemberg.

Stanislau. Schulabend. Unsere evangelische Volksschule hat in diesem Jahre ganz besonders mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, dazu kamen noch allerlei unerläßliche Neuanschaffungen: Schulbänke, Erweiterung des Volksschulbüchereibestandes u. a. m. Da das Defizit immer mehr wuchs, entstand im Presbyterium unserer Gemeinde der Gedanke, einen Familienabend zugunsten unserer Volksschule zu veranstalten. Dieser Familienabend fand nun am 24. September d. J. im Saal der evangel. Volksschule statt. Die Vortragsfolge war abwechslungsreich. Nach einem Musikstück (Priestermarsch von Mozart), vorgetragen von einem doppelt besetzten Streichquintett, sprach Herr Superintendent D. Zöckler. Als erster und langjähriger Seelsorger unserer Gemeinde erzählte er an diesem Abend von seinen ersten Eindrücken, als er vor mehr als 40 Jahren hierher kam, von der Entstehung des Gedankens, eine Volksschule zu gründen und von der Verwirklichung dieses Gedankens; er erzählte viel interessante Einzelheiten — der Jugend zum Gedächtnis. D. Zöckler forderte mit ernsten Worten auf, an der evangelischen Volksschule, diesem treuen Schatz unseres evangel. Volkslebens, in Treue festzuhalten. Nach zwei weiteren Musikstücken sprach Herr Pf. Heinrich Palmer aus Frankfurt a. M. Er überbrachte Grüße aus der Heimat unserer Vorfahren und erzählte dann von seinen Kriegserlebnissen als Divisionspfarrer mit deutschen Kolonisten im litauischen Gebiet. Es folgten nun drei Chorlieder und das reizende Märchenspiel: „Das tapfere Schneiderlein", besonders die Riesen gefielen so gut und das tapfere Schneiderlein selbst (H. Helmich). Zum Abschluß sprach Herr Rektor Pf. Lempp, der kurz vorher aus Schweden, dem Heimatlande Gustav Adolfs, gekommen war. Er erzählte von seinen Erlebnissen der großen Stockholmer Tagung, an der er teilgenommen hatte. Der Besuch dieses Abends war sehr gut. Der Kartenverkauf und die Sammlung am Ausgang, zu der H. Pf. Lempp aufforderte, ergaben 417 Zloty.

Stryj. Luther-Familienfeier. Am Sonnabend, dem 29. Oktober l. J., versammelte sich unsere Gemeinde im großen Festsaale des deutsch-evangelischen Gemeindehauses zu einer schlichten Luther-Familienfeier. Was die Schuljugend unter bewährter Leitung unserer Lehrerinnen Else Daum und Alma Wagner den Gemeindegliedern darbot, war allen Lobes wert. Mehrstimmige Chöre wechselten ab mit Vorführungen, die sich auf den großen deutschen Reformator D. Martin Luther bezogen, und gewiß lebten auch die Zuschauer „im Bannkreis D. Martin Luthers", das uns ein Stück mittelalterlicher Zeit fühlen ließ. Herr Pfarrer Emil Ladenberger begrüßte die Versammelten, hielt uns einen schönen Vortrag über den evangelischen Glauben und forderte auf zur Treue zu Kirche und Gemeinde. Mit dem Schutz- und Trutzliede unserer teuren evangelischen Kirche: „Ein feste Burg ist unser Gott", welches stehend von der Gemeinde gesungen wurde, fand die erhebende Feier ihren würdigen Abschluß. Durch Herrn Presbyter Andreas Weißgerber wurde beim Ausgang aus dem Gemeindehause eine Kollekte zugunsten unserer baufälligen Kirche eingesammelt, welche den Betrag von 15 zl ergab. — Auch diese Luther-Familienfeier hat uns gemahnt, unsere Reihen fester zu schließen und auch in der Gegenwart zu zeugen von der Kraft protestantischen Glaubens, der unsere Väter beseelt, sie im Opfern groß und in Jesu Christo reich gemacht hat. O. D.

Zeitschriften

Beyer-Band 260 „Wolle für Mädchen und Knaben". Wollene Kinderkleidung — stets praktisch und reizvoll! Sei es im Sommer für kühle Tage oder im Winter für Schule, Spiel und Sport. Eine Auswahl der schönsten Modelle für Kinder von 5 bis 14 Jahren zeigt Beyer-Band 260 „Wolle für Mädchen und Knaben". Für Mädchen ist die neue Modelinie maßgebend: Puffärmel, kurze Taillen, Trägerröcke, durchbrochene Blusen und Westeneinsätze sind an der Tagesordnung. Für Knaben werden Anzüge, Pullover, Westen und Sportgarnituren gezeigt. Es wurden vorwiegend einfache, aber wirkungsvolle Strick- und Häkelarten gewählt, die den Gegenständen ein besonderes Gepräge geben. An Hand der ausführlichen Anleitungen, der gut passenden Schnitte, deutlichen Zählmuster und Arbeitsproben ist es ein Vergnügen, für die Kinder so hübsche, kleidsame Sachen zu arbeiten. Beyer-Band 260 „Wolle für Mädchen und Knaben" ist überall für Rm. 1.20 erhältlich, notfalls vom Verlag Otto Beyer, Leipzig.

Aus der Kriegszeit

Was wird der Morgen bringen?

Was wird der Morgen bringen
Nach dieser stürm'schen Nacht?
Werd' ich dem Tod erliegen?
O Vater gib mir Kraft
Zum Streiten und zum Siegen.
O Vater gib mir Kraft.

Was wird der Morgen bringen
Nach dieser stürm'schen Nacht?
Werd' ich das Roß besteigen?
O Vater gib mir Kraft.
Das Haupt vor'm Richter beugen?
O Vater gib mir Kraft.

Was wird der Morgen bringen
Nach dieser stürm'schen Nacht?
Wird man das Lied mir singen:
Kamerad, es ist vollbracht?
Wird mir der Sieg gelingen?
O Vater gib mir Kraft.

Kopf.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

privat 8.895—8.8975 am 8. November 1932.

2. Getreidepreise pro 100 kg:

	Loco Verladestat.	Loco Lemberg:
Weizen vom Gut ..	26.00—26.50	28.00—28.50
Weizen Sammelldg ..	23.00—23.50	25.00—25.50
Roggen einheitl. ...	15.50—16.00	17.50—18.00
Roggen Sammelldg ..	14.25—14.50	16.25—16.50
Mahlgerste	11.50—12.00	14.00—14.25
Hafer v. Gut	15.25—15.75	17.75—18.25
Hafer Sammeldg. ..	14.25—14.75	—

3. Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf:

	Butter Block	Butter Kl.-Pg.	Sahne 24%	Milch	Eier Schock
3. bis 5. 11. 1932.	3.00	3.20	1.10	0.25	6.80
7. bis 9. 11. 1932.	3.20	3.40	1.30	0.27	6.80

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen Lwów, ul. Chorążczyzna 12.

Briefe, die sie nicht erreichten

Briefe sind eine Welt — eine merkwürdige, besondere, fixierte Welt. Schicksale hängen von ihnen ab — Geld und Brot, Zärtlichkeit und Wut, mütterliche Sorge und kindische Verliebtheit, sorgsam formulierter Haß, schnell in irgendeine x-beliebige Form gegossene Pflicht, die kalt von lauter fremden Dingen erzählt. Draußen, vor dem Tor dieses Briefes, das fremden Leuten verschlossen ist, sogar unter Strafandrohung, da der Brief ja ein „Briefgeheimnis" einschließt, — vor dem Tor dieses Briefes also steht die Adresse Posten und eine gestempelte Marke. Diese Marken sehen sich alle sehr ähnlich, die Adressen haben immerhin auch ihre äußerliche Form gemeinsam — das Geheimnis des Inhalts aber ist tausendfältig und unerschöpflich.

Ein Brief kommt an. Sein Inhalt baut Welten auf. Sein Inhalt stürzt Welten um. — Wie ist es aber, wenn ein Brief niemals ankommt? Wenn er abgeschickt wurde und seinen Weg nicht fand?

Drei Millionen Briefe werden im Jahr auf Deutschen Postämtern aufgefunden, die ihre Adressaten nicht erreichten. Drei Millionen herrenlose, nutzlos und sinnlos gewordene Briefe. Briefe mit Adressen, die kein Mensch je ermittelt hat. Briefe mit der trockenen Aufschrift: „Adressat verzogen"; „Adressat verstorben", „Annahme verweigert". Briefe, deren Aufschrift vielleicht zum Teil vergessen oder so unleserlich geschrieben wurden, daß selbst das orientalische Forschungsinstitut (dem die unleserlichen Briefadressen manchmal zum Entziffern vorgelegt werden) sich nicht mehr auskennt und sein orientalisches Haupt schüttelt.

Was soll die Post mit ihnen anfangen? Wenn sie sie öffnen würde, dann fände sie gewiß manchmal kleine Romane unter der dünnen Haut des Couverts, kleine, traurige oder heitere und fast immer abgebrochene und fragmentarische Romane. Allein die vielen heimlichen oder ungewissen Briefe, die unter Gott weiß welcher Chiffre postlagernd abgeschickt werden, damit sie irgendein Menschenskind eilig, heimlich oder zwischen zwei Reisen abholt — und die dann niemand abholt, sind eine Welt für sich. Aber es ist nicht die Art der Post, sich für diese kleinen Tragödien oder Romane zu interessieren.

Drei Millionen herrenlose, vergebliche Briefe im Jahr! Drei Millionen dieser Briefe, die, wie jemand einmal so schön geschrieben hat, „sie nicht erreichten!" Wäre ich ein großer Dichter, oder könnte ich es werden, ich würde mich bei dem Postamt meiner Stadt auf diese Briefe abonnieren. Dann brauchte ich mir meine lustigen oder traurigen Geschichten vielleicht gar nicht mehr auszudenken? Dann würde ich bloß abschreiben und ein wenig träumen, wie sich das alles in Wirklichkeit weiter entwickelt haben mag? Und alle Leute, die dann mein Buch lesen würden, wiegten ihren Kopf hin und her und sagten: „Sehr hübsch, dieses Buch! In der Tat, ganz hübsch! Aber so etwas kommt doch im wirklichen Leben gar nicht vor! Solche Briefe schreiben doch keine Leute! Da hat sich ein Schriftsteller mal wieder so was ausgedacht…"

Im Wald und auf der Heiden

Der Taucher

Welcher Wasserfreund, der während der Sommermonate im schnell gleitenden Segelboot oder im Kanu sitzend auf unseren heimischen Gewässern sich der Natur hingab, kennt sie nicht, — die Taucher?



Auf der blitzenden Wasserfläche dahinziehend sind sie, ohne daß man es bemerkt, plötzlich verschwunden, um 50 Meter weiter wieder auftauchend, ihren mit dem Federbüschchen geschmückten Kopf dem vermeintlichen Feind zuzudrehen.

Bis gegen Ende November beleben, neben den Enten und Schwänen, die Haubentaucher aus der Familie der Haubensteißfüße unsere deutschen Seen, um dann bei eintretendem Frost nach dem Meere hinauszuziehen, wo die See nicht zufriert. Hier überwintern diese Vögel, folgen auch wohl der Küste bis nach Südeuropa und Nordafrika.

Im Frühjahr erscheinen die Taucher paarweise wieder und beziehen ihre alten Standquartiere in Seen und Teichen.

Das Familienleben dieser Wasservögel zu beobachten, gewährt dem Naturfreunde lebhaftes Vergnügen. Oft kann man sehen, wie die Jungen vom langen Schwimmen oder dem starken Wellenschlage ermüdet der Frau Mama auf den Rücken steigen, bis dieselbe späterhin durch Untertauchen sich ihrer Bürde wieder entledigt.

Gegen fliegende Räuber verteidigt der Haubensteißfuß seine Jungen mit Heldenmut.

Auf kleinen Teichen wird der Vogel bald heimisch und mit seinem Pfleger so vertraut, daß er auf den Ruf herbeikommt und das vorgeworfene Futter zu sich nimmt.

Große Fettmassen schützen den Körper gegen die eisige Kälte des Wassers, auch das dicht anliegende Gefieder ist von Fett getränkt.

Schwierig wird die Erhaltung nur, wenn der Frost stark zunimmt. Leider gehen die Tiere dann regelmäßig zugrunde. Zu bemerken ist noch, daß der Taucher sogar auf dem Wasser schläft, selbst die Eier brütet er in einem schwimmenden Nest aus.

Wolfram

Kampf zwischen Habicht und Kreuzotter

Die Kreuzotter unternimmt gern vom Waldrande aus Streifzüge in die angrenzenden Korn- und Kleefelder, um hier brütende Vögel oder Mäuse zu beschleichen. Bei diesem „Weidwerk" wird sie aber nicht selten vom Habicht eräugt und abgefaßt, wie folgendes Erlebnis zeigt, das einer unserer Leser schildert.

Ein Habicht suchte mit seinen scharfen Augen aus bedeutender Höhe den Boden genau ab, ohne mich, der ich vollkommen verdeckt stand, zu bemerken. Er schoß dann hernieder, stieg aber ebenso schnell wieder empor, nachdem er kaum mit den Flügeln den Boden gestreift hatte.

Nach Wiederholung dieses Manövers seitens des Habichts sah ich dann am Boden den Hals und Kopf einer Kreuzotter, die sich zum Kampf auf Leben und Tod anschickte. Die Kreuzotter erkannte bald die Ueberlegenheit ihres Feindes, dessen Angriffe immer kühner wurden.

Da der Waldrand nahe war, zog die Kreuzotter schließlich vor, dorthin zu fliehen. Doch der Habicht wollte sich den leckeren Bissen nicht entgehen lassen. Mit jähem Sturz fuhr er nieder, faßte die Fliehende mit seinen Fängen am Schwanze und stieg in die Luft.

Die Kreuzotter schwang mit aufgesperrtem Maule den Körper hin und her, um ihrem Feinde den tödlichen Biß zu versetzen. Dieser sah aber die gefährliche Lage, in der er sich augenblicklich befand, ein. Eiligst ließ er die Kreuzotter fallen, die nun die Flucht aufgab.

Hatte sie durch den Sturz eine Verletzung erlitten, oder wollte sie den Kampf mit größerer Erbitterung führen? Sie ringelte sich zu einem Teller zusammen, richtete den Kopf hoch und erwartete so erneut den Gegner. Dieser trachtete darnach, den aufgerichteten Kopf der Kreuzotter mit den Flügeln im Fluge zu treffen. Die Kreuzotter schlug aber behende diesen ersten Angriff ihres Gegners ab, und der Habicht schien den Kampf als aussichtslos abbrechen zu wollen, denn er flog seitwärts und setzte sich auf einen Erdhügel.

Ich wußte nicht, ob er von der Kreuzotter gebissen war oder ob ihm der Kampf zu gewagt erschien. Jedenfalls verharrte die Kreuzotter ruhig in ihrer bisherigen Stellung.

Die Kampfesruhe dauerte aber nicht lange. Die Begierde nach dem leckeren Male trieb den Habicht zu einem letzten, verzweifelten Angriff an. In schräger Linie fuhr er direkt auf den Kopf der Kreuzotter los. Betäubt von des Habichts Stoß, sank sie in sich zusammen. Der Kampf war aus.

Der Habicht verzehrte erst den Kopf seiner Beute, und als ihm die Umgebung zu unsicher vorkommen mochte — ich hatte wohl eine unvorsichtige Bewegung gemacht — packte er den Rest seines Mahles und flog damit davon.

Ali Quis



Von Frauen – für Frauen

Was jede Frau von Versicherungen wissen muß

Es gibt heute kaum einen Menschen, der nicht in irgendeiner Form versichert ist, um für sich und seine Angehörigen einen ständigen und zukünftigen Schutz zu genießen. Unfall-, Kranken-, Lebens-, Todes-, Feuer-, Diebstahl- und Autoversicherungen sind nur ein paar aus der Fülle herausgegriffen. Sie alle sind eine segensreiche Einrichtung und haben schon viel Leid und Elend verhindert. Aber — sie können auch, bei Unkenntnis der Sachlage zu einer Quelle von Kummer und Aerger werden. Es ist erstaunlich, wie wenig Frauen von diesen Dingen wissen, und daß sie deshalb immer wieder Dummheiten machen, die sehr wohl unterbleiben können. Erstens sollte man sich nie eine Versicherung aufschwatzen lassen, die nicht wirklich notwendig ist. Es kommt sonst mit Sicherheit der Augenblick, wo man sie vergißt, nicht zahlt und eines Tages ist die Summe so weit angewachsen, daß sie ernsthafte Schwierigkeiten bereitet. Ehe man eine Police mit seinem Namen unterzeichnet, muß man genau wissen, „was" man unterschreibt. Wenn einem die vorgedruckten Sätze nicht in allen Teilen zusagen, kann man versuchen, Streichungen und Aenderungen jeder Art vor der Unterschrift vorzunehmen. Man muß wissen, auf wie lange die Versicherung abgeschlossen wird und wann die Kündigungsmöglichkeit besteht. Wenn kein Zusatz erfolgt, liegt der Kündigungstermin drei Monate vor Ablauf des letzten Versicherungsjahres. Genau: „ein und einviertel Jahr vorher." Wird er versäumt, läuft die Versicherung stillschweigend um ein Jahr weiter, auch wenn man gar kein Interesse mehr an ihr hat, entbindet uns nicht von unseren Verpflichtungen der Gesellschaft gegenüber. Kann man seine Zahlungen nicht pünktlich innehalten, sollte man sich zu einigen versuchen und einen Zahlungsaufschub erbitten. Lebensversicherungsprämien sind nicht einklagbar und ein Zahlungsbefehl kann mit einem Einspruch abgewehrt werden. Es kommt dann zu einer Verhandlung, bei der man seine Gründe angibt, und zu der die Firma Stellung nimmt. Auch den Unverfallbarkeitstermin jeder Versicherung muß man kennen. Bei manchen Gesellschaften erfolgt er nach zwei, bei anderen nach drei Jahren. Ist während dieser Zeit die Prämie voll eingezahlt worden, bedeutet ene Police bares Geld und ist jederzeit zu beleihen. Daß man Dokumente verschlossen, leicht erreichbar und feuersicher aufbewahren muß, dürfte wohl selbstverständlich sein.



Schmuckgegenstände reinigt man von Zeit zu Zeit in lauwarmem Seifenwasser und bearbeitet sie hinterher mit einer kleinen Bürste mit reinem Alkohol oder Eau de Cologne.

*

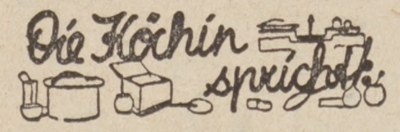
Feuerfestes Glasgeschirr hat sich im Gebrauch bestens bewährt. Es ist einfach in der Form, paßt zu jedem Service, sieht appetitlich aus, und kann vom Feuer direkt auf den Tisch kommen, so daß ein Umfüllen der Speisen wegfällt.

Gesundheits- und Körperpflege

Diese Zeit ist besonders gefährlich, sich das Stubenhocken anzugewöhnen und auf die unbedingt nötigen Spaziergänge, die man im Sommer mit Begeisterung unternimmt, zu verzichten. Gerade das vermehrte Stubensitzen, der Aufenthalt in verräucherten Lokalen, die Teilnahme an Geselligkeiten, in denen man auch nicht die beste Luft in die Lungen bekommt, erfordern, daß man ganz energisch Gegenmaßnahmen ergreift. Man hat sie am leichtesten in einem täglichen, ausgedehnten und flotten Spaziergang. Regen und schlechtes Wetter sind kein Hindernisgrund. Sie schaden der Haut nicht, wenn man sich entsprechend anzieht.

*

Eine große Erfrischung für empfindliche Füße sind regelmäßige Fußbäder, denen man einen Schuß Essig zusetzt.



Sülze

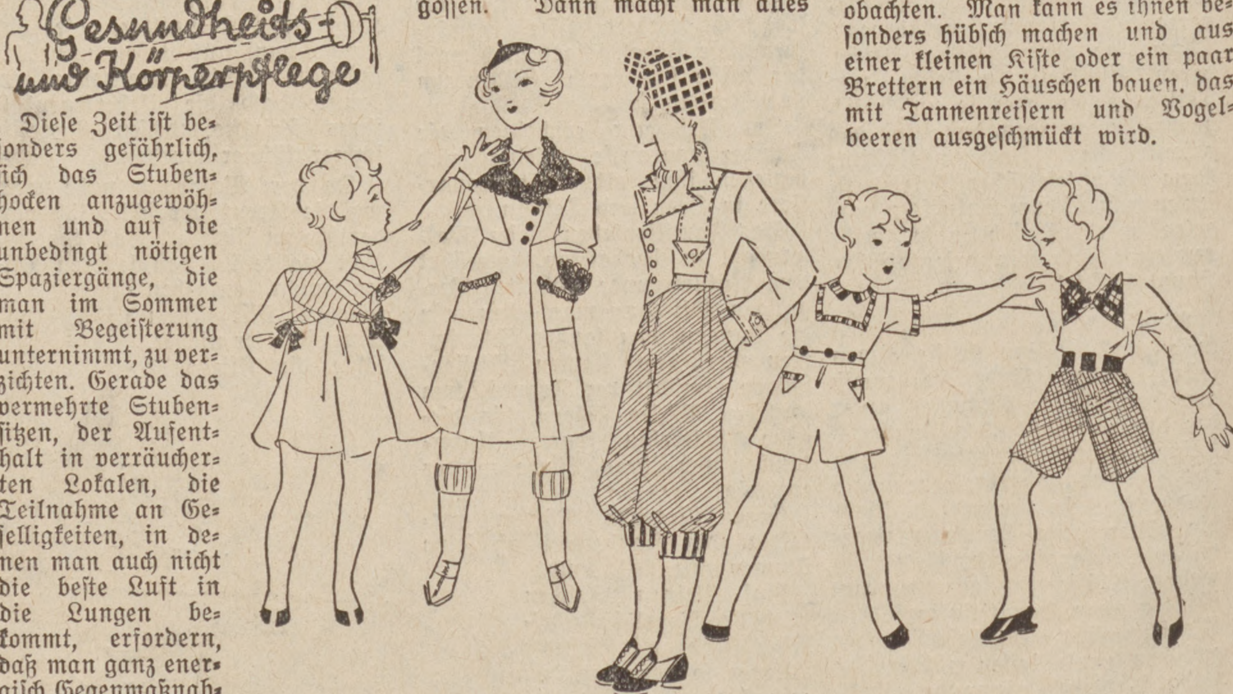
Ein Pfund mageres Schweinefleisch und ein Pfund Kalbs- und Schweinsfüsse werden mit Wasser bedeckt und aufs Feuer gebracht und langsam unter Zugabe von Salz, Gewürz, Petersilienwurzel, ganzem Pfeffer, Zwiebeln weich gekocht. Am besten läßt man es auf ganz kleiner Flamme einige Stunden perlend kochen, bis sich das Fleisch mühelos vom Knochen löst. Das Fleisch wird in Würfel geschnitten, die Brühe entfettet und durch ein Sieb gegossen und mit Essig nach Geschmack und etwas Zitronenschale eingekocht und über die Fleischwürfel gegossen. Dann macht man alles zusammen noch einmal heiß. Der Boden einer Schüssel wird mit hübsch geschnittenen Mixed Pickles, gelben Rüben und Eierscheiben garniert. Zunächst gießt man hierauf vorsichtig ein wenig von der Brühe, bis sie anfängt zu stocken. Dann kommt das Ganze hinzu und man läßt es erkalten. Man serviert die Sülze in Scheiben geschnitten mit Essig und Oel oder Remoulade.

Ein wenig Höflichkeit

Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, daß es sehr unhöflich ist, die Namen seiner Bekannten nicht richtig schreiben zu können? Es zeugt von einer Interessenlosigkeit, die Verstimmung erregt.

Das Vogelhäuschen

Es ist draußen kalt geworden, und die Vögel haben ihre liebe Not, genügend Nahrung zu finden. Für uns Menschen ist es eine Kleinigkeit, ihnen zu helfen. Fast jeder hat einen Balkon, einen Fenstersims oder ein Gärtchen, wo er ihnen ein wenig Futter und an frostfreien Tagen auch frisches Wasser hinstellen kann. Sind Kinder im Haus, werden sie die Vögel mit großer Liebe füttern und beobachten. Man kann es ihnen besonders hübsch machen und aus einer kleinen Kiste oder ein paar Brettern ein Häuschen bauen, das mit Tannenreisern und Vogelbeeren ausgeschmückt wird.



Was unsere Kinder in Haus und Schule tragen

Wußten Sie dies?

...daß man schon aus einer Meerestiefe von 6035 Meter Fische herausgeholt hat, die einen plumpen Körperbau und eine sehr helle Hautfarbe aufwiesen?

*

...daß Borneo alljährlich ungefähr 200 Gewitter hat?

*

...daß man das erste kaufmännische Nachrichtenbüro im 16. Jahrhundert auf dem Rialto in Venedig eingerichtet hat?

...daß die alten Römer auch schon eine Kurzschrift hatten, die sie Tachygraphie nannten?

*

...daß in Japan die Schulkinder mit beiden Händen schreiben lernen?

*

...daß die Pflanze „Rühr-mich-nicht-an" auf Samoa, wenn sich ihr der Mensch auf wenige Schritte genähert hat, ihre Blätter zusammenlegt und am Boden Schutz sucht?

*



Zirkus Hollerbek

Roman von Wolfgang Marken.

(7. Fortsetzung.)

„Ja, es geht wieder, Herr Hollerbek. Ich bin gekommen, um Ihnen zu danken, herzlich zu danken für das, was Sie für mich getan haben."

Er winkte ab. „Sie haben mich einmal vor einer falschen Katze gerettet, und ich tat es vor einer echten Pantherkatze."

„Sie machen Ihre Tat klein!"

„Nein, nein! Ich freue mich unendlich, daß ich es tun konnte. Hoffentlich haben Sie den Schreck gut überstanden. Eigentlich hat Sie „Caesar" gerettet. Prachtvoller Kerl, hat den „Ugo" gut zugerichtet, hat allerdings auch etwas Tüchtiges abgekriegt. Meist ist ja ein Panther einem Löwen nicht gewachsen, aber unser „Ugo" . . . ich hätte mich nicht gewundert, wenn vor ihm selbst „Caesar" den Kürzeren gezogen hätte."

„Ach, wenn ich reich wäre, ich würde den „Caesar" kaufen und ihm drüben in seiner Heimat die Freiheit geben," sprach Toni treuherzig dankbar.

„Das wäre ein schlechtes Geschenk für ihn. Der dürfte für die Freiheit verdorben sein. Aber wollen wir einmal gemeinsam zu „Caesar" gehen. Oder sind Sie noch zu schwach?"

„Nein!" riß sie sich zusammen. „Es geht schon!"

Aber als sie vor den Raubtierkäfigen standen, da zitterte Toni doch und sah scheu nach dem Gelaß hinüber, das den schwarzen Riesenpanther barg.

„Caesar" begrüßte das Mädchen mit einem kurzen, etwas rauhen Brüllen. Er drängte zu den Gitterstäben und rieb den Kopf daran.

Toni nahm sich zusammen, griff in seine Mähne und graulte ihn durch die Stäbe hindurch, daß „Caesar" wohlig schnurrte.

Görik brachte ein Stück Fleisch.

„Geben Sie ihm das!"

Toni warf es „Caesar" hin, er nahm es sichtlich gern von ihr. Görik reiche auch den anderen Löwen je ein kleines Stück.

Dann wandte er sich an Toni.

„Ich war entsetzt, als ich hörte, was geschehen war! Hoffentlich wird der Schuldige gefaßt. Jetzt haben Sie wohl Furcht vor den Löwen?"

„Nein, nein!" versicherte Toni. „Die Löwen fürchte ich nicht . . aber den Panther . . . „Ugo" . . . der muß schrecklich sein. Der tritt wohl auch nie mit auf?"

Görik schüttelte den Kopf.

„Nein, den habe ich noch nicht gewagt, in Dressur zu nehmen. Er ist von einer unbändigen Wildheit. Wir führen ihn nur als Paradestück für die Besichtigungen mit."

* * *

Toni fand nach und nach ihre Ruhe wieder.

Sie arbeitete unverdrossen an ihrem Pult und rechnete genau so sicher wie sonst an ihren Zahlenkolonnen.

Sie hatte seit dem kritischen Tage einen ständigen Wächter, das war der brave Max Sauerkraut. Hollerbek hatte ihn behalten und von Berlin mitgenommen.

Max Sauerkraut verehrte Toni in selbstloser Weise und fühlte sich als ihr besonderer Beschützer. Sobald sein Dienst als Billettabreißer erledigt war, trieb er sich stets in der Nähe ihres Wohnwagens herum und paßte scharf auf, daß nicht ein unerwünschter Besucher das Mädchen belästigte.

So schüchtern er sonst war, wenn ein Fremder kam und ungefragt in den Wagen wollte, dann hielt er ihn sofort an und fragte barsch nach seinem Begehr.

Diese Fürsorge, die Toni wohl spürte, schuf ihr eine gewisse Beruhigung.

* * *

Wochen vergingen.

Zirkus Hollerbek hatte in Magdeburg sein Riesenzelt eröffnet und vier fast ausverkaufte Abende gehabt und war dann durch ganz Deutschland gezogen.

Otto Borke hatte recht behalten. Sein Zirkusspiel war überall ein großer Erfolg. Der Reklamechef des Unternehmens reiste stets voraus und überwachte selber die ganze Reklame, scheute sich nicht, wenn es sein mußte, in ein paar Dörfern, wo er keine geeignete Helfer fand, selber die Plakate anzukleben.

Er verhandelte mit den Omnibusbesitzern und richtete strahlenförmig Autolinien ein, die es ermöglichten, daß die Besucher bequem bis zum Zirkus gelangen und vom Zirkus wieder heimfahren konnten. Die Autofahrten waren gleich im Kartenpreis einkalkuliert.

Hollerbek senior ist sehr zufrieden.

Er hat alle Verbindlichkeiten glatt regulieren können — mit Ausnahme der Schuld an Wildt, die ja bis 31. August unkündbar ist. Außerdem verfügt er über eine stattliche Reserve.

Neue, große Pläne gehen durch seinen Kopf.

Er hat Verhandlungen mit Amerika angeknüpft, plant im Juli nach drüben zu gehen und sechs Monate dort zu reisen. Zunächst nach Südamerika, dann Mexiko und Nordamerika, bis hinauf nach Kanada.

Heute erwartet er seinen Vertreter, den er nach Amerika gesandt hatte, und den Vertreter der Südamerika-Linie.

* * *

Große Konferenz, an der außer Hollerbek und Sohn, Otto Borke und auch Toni als Protokollantin teilnehmen.

Herr Armand Meunier, ein eleganter Lothringer mit kleinem Spitzbart und lebhaften Augen, der für den Zirkus schon zehn Jahre zur besten Zufriedenheit arbeitet, sitzt ruhig und sicher Hollerbek gegenüber. Neben ihm hat Herr von Spalteholtz, der Vertreter des Lloyd, Platz genommen.

„Erzählen Sie, lieber Meunier, wie schaut es drüben aus?"

Meunier zuckt die Achseln. „Nicht gut, Herr von Hollerbek!" beginnt er in seinem weichen Deutsch. „Auch in Südamerika, in Mexiko und in der Union spürt man die Folgen der Wirtschaftskrise, wenn auch nicht in dem Maße wie in Deutschland. Die beiden Zirkusunternehmen Rawlinson und Bekker sind pleite gegangen."

„Das klingt wenig erfreulich!"

„Oh, das hat für Sie nichts zu sagen. Die Zeiten sind schlecht, aber ich nehme an, wenn Sie in Deutschland Geschäfte machen können, dann werden Sie es drüben genau

so. In Südamerika sieht die Sache bestimmt aussichtsreich aus, denn Rawlinson, unser schärfster Konkurrent, existiert nicht mehr. Mexiko ist schwer vorauszusagen, aber die Union taxiere ich gut ein, obwohl ich betonen möchte, daß noch Schwierigkeiten bestehen wegen der Einreise. Doch ich hoffe sie zu überwinden. Schließlich kann man ja in Südamerika allein drei Monate spielen, und schon das müßte sich lohnen."

„Ist anzunehmen!"

„Wie gehen die Geschäfte in Deutschland?"

„Bis jetzt ganz ausgezeichnet! Ich habe noch nie besser gearbeitet, als jetzt. Wir haben wochenlang glänzende Einnahmen gehabt. Wir haben uns umgestellt. Arbeiten in jeder Stadt verkürzt, haben aber ein Zelt, das an die zwanzigtausend Personen faßt, förmlich ein kleines, überdachtes Stadion."

„Alle Hochachtung! Und die Behörde hat es genehmigt?"

„Ja! Die neue Anlage hat natürlich eine Menge Geld gekostet, aber sie macht sich bezahlt."

„Wie wird es im Winter werden? Werden Sie das gewaltige Zelt erheizen können?"

„Nach Aussage der Fachleute: Ja! Stellt es sich doch anders heraus, dann muß ich im Winter mit dem kleineren Zelt arbeiten."

„Zwanzigtausend Plätze . . . das ist ja unerhört. Dann sind Sie der größte Zirkus!"

„Allerdings, das sind wir gegenwärtig. Ich glaube kaum, daß es größer zu machen ist. Uebrigens ist die Platzverteilung eine geniale. Es ist ein Zweiundzwanzig-Masten-Zelt."

„Und Sie bekommen es voll?"

„Ja! Ich spiele ja in Zukunft in einer Stadt wie Berlin nur zehn Tage, während ich sonst einen Monat dort war. Ich besuche aber auch kleinere Städte auf einen oder zwei Tage."

„Ja aber lohnt es sich denn? Der Zeltaufbau muß doch unendlich schwieriger und kostspieliger sein?"

„Das trifft gottlob nicht zu. Wir haben eine Kolonne, die vorarbeitet und die Masten einzementiert, und wenn wir dann mit unserem Zelt ankommen, dann geht das alles wundervoll glatt. Eine größere Anzahl Leute brauchen wir zwar, aber die Arbeit ist bei diesem neuartigen Zelt trotzdem nicht viel kostspieliger."

„Haben Sie doppelte Masten?"

„Ja, allerdings! Und wo wir bloß einen oder zwei Tage spielen, da nehmen wir sowieso nur das kleine Zelt. Wir machen es so, daß wir immer ein paar Tage das kleine Zelt benutzen, während an einem Orte, wo wir eine Woche oder noch länger spielen, inzwischen das große Zelt aufgebaut wird. Wir haben aber auch schon in einem Tage das große Zelt von einem Ort zum anderen umgesetzt und nur eine Pause von zwei Tagen gehabt."

„Bravo! Dann werden wir drüben gut abschneiden. Ich hörte, daß Sie sich auch in der Darbietung umgestellt haben?"

Hollerbek erzählt dem Vertreter ausführlich darüber, und Monsieur Meunier ist voll Bewunderung.

„Das müssen Sie auch drüben beibehalten. Allerdings müssen Sie auch noch andere Zirkusstücke bringen."

Hollerbek sieht lächelnd auf Borke.

Borke nickt gleichmütig. „Ist schon fertig!"

„Kann ich es einsehen? Ich kenne den Geschmack der Amerikaner ganz genau und kann beurteilen, ob es das richtige ist!"

„Mit Vergnügen, Monsieur Meunier! Steht Ihnen zur Verfügung. Es sind übrigens eine ganze Reihe Abwandlungen. Ich meine, wir müssen uns jeweils nach dem Staate richten, in dem wir spielen."

„Sehr richtig!"

„Wir können den Yankees nicht vorsetzen, was die Brasilianer begeistert aufnehmen."

„Sie haben recht!"

Dann läßt sich noch Meunier über die Tournee aus. Beginn in Rio de Janeiro, Gastspiele in allen brasilianischen Städten, dann durch Paraguay, Uruguay, Argentinien, Chile, herauf nach Mittelamerika, nach Neuyork.

Schließlich kommt man auf die Ueberfahrt und Rückreise zu sprechen.

Herr von Spalteholtz vom Norddeutschen Lloyd erbittet sich nähere Angaben und macht nach kurzer Berechnung sein Angebot, das eine sechsstellige Ziffer aufweist.

Hollerbek nickt und fragt dann beiläufig: „Und die Zahlungsbedingungen?"

„Dreiunddreißig ein Drittel Prozent bei der Abreise, sechsundsechzig zwei Drittel Prozent bei der Rückreise."

Man kam zu einer Einigung. Die Abreise wurde nun auf den 11. Juli festgesetzt.

* * *

Die Artisten hatten sich nach der Vorstellung um Otto Borke geschart.

Stille trat ein.

„Also, Kinder, wir reisen bekanntlich nach Amerika! Wir wollen hier nicht frieren, es geht nach Brasilien. Abreise 11. Juli von Bremen aus. Da kommen wir gerade in den südamerikanischen Winter rein. Alle Engagements sind weiter bestätigt. Wenn einer von euch glaubt, daß er den Strapazen der Tropensonne nicht gewachsen ist, dann muß er leider so lange aussetzen, bis wir wieder hier sind. Alle anderen haben bis übermorgen abend ihre Pässe im Büro abzugeben, damit das Visum für alle gleichzeitig eingeholt werden kann. Verstanden?"

„Jawohl!" rief es im Chor.

Man sah überall frohe, gespannte Gesichter.

„Wir wollen den Herrschaften drüben mal zeigen, in welcher Blüte die deutsche Zirkuskunst steht. Aber noch eins: Wir haben noch achtzehn Tage zu spielen. Die Direktion erwartet, daß Sie bis zur Abschiedsvorstellung das Beste hergeben. Unsere letzten Vorführungen in Deutschland sollen genau so gut sein, wie die vorhergehenden."

„Det sowieso!" rief Clown Bohne.

„Weiter! Unsere Zirkusspiele werden drüben natürlich in spanischer und portugiesischer Sprache, dann in englischer gegeben. Das Personal wird die nächsten Wochen Sprachunterricht durch Dr. Kuttner erhalten. Einstudiert werden die Spiele noch in Deutschland."

„Wie lange werden wir drüben bleiben?" fragte Garry.

„Unbestimmt! Wahrscheinlich aber bis zum nächsten Frühjahr. Ich werde dafür sorgen, daß Sie auf dem Programm als Deutschlands zweitschönste Frau angezeigt werden."

„Als zweitschönste Frau?" lächelte sie, „warum nicht als schönste?"

„Ganz einfach, Fräulein . . . die schönste Frau wird mal meine Frau, und da Sie mich absolut nicht ausstehen können . . . da müssen Sie eben die zweitschönste bleiben!"

Alles schmunzelte.

„Soll das ein Heiratsantrag sein!" lachte die Tänzerin.

Otto setzte sein entsetztes Gesicht auf und wehrte sich mit hochgehobenen Händen gegen diese Zumutung.

„Um Gottes willen! Heiraten! Das hätte mir gerade noch gefehlt!"

Alle lachten, nur Anita machte ein scheinbar zerknirschtes Gesicht.

„Ach wie schade!"

Mit gespielter Ueberlegenheit tröstete sie Otto: „Na, alle Hoffnung will ich Ihnen nicht nehmen! Vielleicht krieg ich drüben mal vorübergehend den Tropenkoller . . . dann kann's am Ende passieren."

Anita blinzelte ihm lustig zu.

„Vor mir brauchen Sie sich nicht in acht zu nehmen, Herr Borke, aber wenn wir nach Südamerika kommen, da werden dunkle, rassige Frauen mit Feuerblicken schnell das Eis ihres Busens zum Schmelzen bringen!"

„Ausgeschlossen! Da müßte schon ein Backofen her! Los, jetzt an die Arbeit!"

* * *

Borke kommt in Tonis kleines Büro gestürmt.

„Was, jetzt ertrinken Sie in einem Meer von Pässen! Stimmt es? Knorke Sache, was? Brasilien! Hui wie schlägt das Herz in der Brust doppelt so heiß! Brasilien hat schöne Männer, ich warne Sie, Tonichen! Fallen Sie mir nicht auf so einen braunen Kaffeemann rein!“

Toni lachte ihn an.

„Warnung geht zurück! Brasiliens Frauen sind schöner als die Männer, die laut Konversationslexikon mehr vertrockneten Zitronen gleichen!“

„Hoppla! Lassen Sie das drüben ja nicht hören! Unser Zirkus bleibt sonst leer oder wird am Ende angezündet. Wissen Sie was, Tonichen? Sie haben die ganze Zeit so wacker in der Manege mitgearbeitet. Auch reiten gelernt. Wie wär's, wenn ich Sie ins nächste Zirkusspiel mit hineinnähme? So als Göttin Diana! Wäre doch Sache! Toni als Göttin der Jagd bezaubert selbst die Herzen der Kinder des wilden Westens und raucht mit ihnen die Friedenspfeife. Titelbild aller illustrierten Zeitungen. Was meinen Sie?“

„Ach, lassen wir das! Ich will lieber dafür sorgen, daß die Kasse stimmt. Nicht wahr?“

„Sagt Ihnen diese Beschäftigung auf die Dauer zu?“

„Ausgezeichnet! Aber Sie bringen mir doch nicht etwa wieder Auftrag für solche greulichen Abschriften in spanischer Sprache?“

„Nö, vorläufig kein Bedarf, alles in Butter! Wissen Sie, um wen ich Angst für da drüben habe?“

„Nööö,“ spottete das Mädel.

„Um den Junior, um Markolf!“

Toni sah Borke ganz entrüstet an. „Ausgeschlossen, der hat nach dem Erlebnis mit Li für eine Weile genug!“

„Ach das hat nichts zu sagen! Sehen Sie, Markolf dieser bildschöne Mann — nach mir natürlich — diese Siegfriedserscheinung der wird gerade der Typ der Donnas sein, verlassen Sie sich drauf. Die Donnas sind für Romantik, und Markolf macht doch so einen romantischen Eindruck. Sagen Sie, was halten Sie eigentlich von ihm?“

„Er ist ein lieber Junge!“

„Stimmt, aber nicht mehr!“

„Seine artistische Leistung rechnen Sie wohl nicht?“

„Nicht gleich böse, Tonichen, ich weiß schon, daß er Ihnen ans Herz gebacken ist. Als Artist: Extraklasse! Aber er macht nichts aus sich! Wenn ein Mensch ein so bildschöner Kerl ist, wie unser Markolf, zum Küssen hübsch, Herrgott noch einmal, der muß, wenn wir nach einer Stadt kommen, gesellschaftlich die erste Geige spielen. Um den müßten sich alle reißen, die Finger lecken.“

„Blödsinn!“

„Ich meine doch im Interesse des Unternehmens!“

„Quatsch! Gerade seine ruhige Männlichkeit wirkt so apart an ihm, und wenn er der große Künstler bleiben will, dann darf er nicht im Gesellschaftlichen aufgehen.“

„Auch wieder richtig! Ruhige Männlichkeit haben Sie gesagt! Tonichen, Sie werden mir doch das nicht antun und nach Markolf schielen! Sie wissen doch, wie ich für Sie schwärme!“

Toni machte grimmige Augen.

„Für mich haben Sie nicht zu schwärmen! Mein Mann muß anders ausschauen als Sie!“

„Machen Sie mich nicht unglücklich!“ rief Otto emphatisch. Dann lachten sie sich beide munter an.

„Ach, Otto,“ seufzte Toni. „Wann werden Sie mal ein vernünftiger Mensch werden!“

„Ich?“ entgegnete er übermütig. „Nie . . . nie! Wenigstens nie, was die Menschen so im allgemeinen als vernünftig bezeichnen. Ausgeschlossen, und wenn ich hundert Jahre alt werde, ich werde nicht vernünftig. Jung bleiben, mein Gold, jung . . . und noch einmal jung! Adio, schönstes Mädchen!“

Und fort war er. Toni blickte ihm lächelnd nach.

Da sah sie durch das Wagenfensterchen eine Gestalt langsam herankommen.

Es war Max Sauerkraut, der treue Wächter, der gleich darauf mit trauriger Miene eintrat.

„Was ist Ihnen denn über die Leber gewischt, Max?“ fragte Toni freundlich.

„Ich . . . hab' gehört . . . nach Südamerika geht's!“

„Ja!“

„Da . . . ist's wohl alle mit mir?“

Toni schüttelte den Kopf. „Nein, der Herr Direktor hat bestimmt, daß Sie auch mit nach drüben kommen.“

Sauerkraut strahlte über das ganze Gesicht.

„Wirklich?! Ich soll mit?“

„Aber freilich, ich kann doch meinen treuen Wächter nicht entbehren.“

Da reckte Max seine schmächtige Gestalt.

„Dann auch schönen Dank!“

Er machte eine verlegene Verbeugung und zog sich wieder zurück. Unterwegs stieß er auf Markolf, der ins Büro wollte.

„Freuen Sie sich auf Südamerika?“ rief ihn Markolf freundlich an, daß Sauerkraut bald vor Ehrfurcht und Stolz erstarrte.

„Unaussprechlich, Herr Direktor!“

„Dann ist ja alles in Ordnung!“ Schon war er an ihm vorbei und im Büro.

„Viel Arbeit, Fräulein Toni! Sie müssen mir heute noch ein Stündchen Ihre Fingerchen zur Verfügung stellen. Verträge abschließen. Sie wissen doch, wir nehmen eine österreichische Professional-Fußballmannschaft mit, und dann gehen auch drei Tennisgrößen mit uns. Kluger Gedanke meines alten Herrn! Habe eben alles festgemacht. Bedingungen sind günstig. Auch die Tennisleute waren nicht unverschämt. Der deutsche Meister ist auch mit dabei!“

„Alle Achtung, Sie wissen das Beste mit dem Notwendigen zu verbinden.“

„Muß man auch, Toni! Mein Vater ahnt nicht, was er sich mit seinem Gigantenzelt aufgeladen hat; eine gewaltige Chance bietet sich, aber auch ungeheure Gefahr ist damit verbunden. Der müssen wir begegnen, müssen alle Kräfte einsetzen und jeden Vorteil ausnützen. Unser Unternehmen bedeutet jetzt für die Welt eine Sensation. Wir wollen sehen, wie lange sie anhält. Freuen Sie sich schon auf die Uebersee-Tournee?“

„Sehr! Fremde Länder, andere Menschen, andere Sitten! Wer lernt das nicht gern kennen?“

„Andere Männer, stolze Spanier und Kreolen! Das reizt doch auch ein Mädchenherz!“

„Meines ist aus Stein! Das kriegt niemand zum Schmelzen!“

„Aber Toni, das glaubt keiner, der in Ihre blitzblanken Guckaugen schaut! Da steckt so viel Sehnsucht drin!“

Toni sah Markolf böse an.

„Was? Sehnsucht? Die Tropensonne macht sich wohl schon jetzt bemerkbar!“

„Hat sich was mit Tropensonne! Ich war doch schon einmal drüben!“

„Hat's Ihnen gefallen?“

Markolf lachte vor sich hin.

„Gefallen? Ja und nein! Ich weiß nicht recht, wie ich sagen soll. Das ist nun sieben Jahre her, da war ich noch jünger.“

„Ach, Sie alter Mann!“

„Ja, da war ich zwanzig, und es war so seltsam — denken Sie nicht, daß ich mich herausstreichen möchte — die Frauen Brasiliens hatten ein großes Faible für meinen Typ. Ich konnte mich ihrer buchstäblich nicht erwehren. Da war eine . . . die Donna Juana Validos, Tochter eines enorm reichen Kaffee-Exporteurs, die mich durchaus heiraten wollte.“

„War sie schön?“

„Bildschön, wenigstens nach brasilianischen Begriffen. Ich bin aber nicht für den südlichen Typ begeistert. Wenn ich einmal heirate . . . meine Frau muß ein richtiges deutsches Mädel sein.“

„Das ist mal ein vernünftiges Wort! Da müssen Sie aber immer recht brav sein, damit Sie ein richtiges deutsches Mädel auch nimmt!“

„Meinen Sie?“ Mit blitzenden Augen sah er Toni übermütig an.

„Lieber Herr Hollerbek . . .!“ sagte Toni, „Ihnen werden im Leben noch viele Mädels und Frauen zufliegen . . . aber die besten sind es nicht, meist nicht . . . und darauf dürfen Sie dann nicht gerade stolz sein!“

„Will ich auch nicht! Herrgott, das Leben ist doch schön, wenn man jung ist, wenn man gesund ist. Sie kennen mich doch, Toni, ich bin ein ganz einfacher, unkomplizierter Mensch,

ich bin ja auch gar nicht eitel, nicht die Spur mehr! Sie haben es mir doch austreiben helfen!"

„War das schlimm?"

„Nein, im Gegenteil recht gut! Ich will mir aber einbilden, daß das Glück für mich noch das Richtige bereit hält."

„Ich wünsche Ihnen das! Und hoffe mit! Aber nun an die Arbeit. Was hat Sie zu mir geführt, hoher Herr?"

„Ich komme von Papa. Abkommandiert. Ihnen zu helfen!"

„Ach, das ist nicht nötig! Wir sind ja a jour. Die Paßangelegenheit erledige ich morgen. Ich nehme das Auto und fahre gleich nach Berlin zum Polizeipräsidium. Dort lasse ich alles in Ordnung bringen und gehe dann zum brasilianischen Gesandten wegen der Visa. Ich will mich auch gleich bei Doktor Weidel einmal erkundigen, wie weit die Nachforschungen nach dem Mörder meines Vaters gediehen sind."

„Das ist recht!"

„Ich fürchte ja, sie sind ergebnislos verlaufen."

* * *

Am nächsten Tage war Toni in Berlin und sprach, nachdem sie die Pässe erst im Polizeipräsidium vorgelegt hatte, dann auf dem Gesandtschaftsbüro vor.

Der Beamte sah den Stoß Pässe, den der Chauffeur aus einem Koffer auspackte, etwas unfreundlich an, aber Toni nahm den Mann von der liebenswürdigen Seite, so daß er versprach, die Visa sofort zu erledigen. Die Pässe könnten am Nachmittag abgeholt werden.

Toni war zufrieden und fuhr inzwischen nochmals nach dem Polizeipräsidium, wo sie bei Dr. Weidel vorsprach.

Der Oberinspektor begrüßte sie herzlich.

„Sie kommen wohl, um Näheres über unsere Nachforschungen zu hören, Fräulein Hardenberg?"

„Ja! Ich gehe mit dem Zirkus Hollerbek im Juli nach Amerika und hätte gern erfahren, ob Ihnen weiterer Erfolg beschieden war."

„Leider, nein!" sagte der Kriminalist bedauernd. „Ich habe die Spur dieses Herrn van Holken nur bis Amsterdam verfolgen können, aber da war es aus. Wie vom Erdboden verschwunden war der Mann."

„Ich fürchte, er wird es auch bleiben. Schade, bitterschade!" erwiderte das Mädchen.

„Ihnen ist inzwischen auch nichts eingefallen, was Licht in das Dunkel bringen könnte?"

„Nein! Ich denke zwar manchmal noch an die geheimnisvollen Andeutungen meines Vaters, daß er einmal sehr reich werden würde. Ein Vorfahre, der vor mehr als hundert Jahren von Rio de Janeiro nach Niederländisch-Indien ausgewanderte, soll ja märchenhaft reich gewesen sein. Aber er ist verschollen samt seinem Reichtum."

„Sie erzählten mir einmal kurz davon, wissen Sie noch mehr?"

„Wenig, Herr Doktor! Er hat in Brasilien Riesengeschäfte gemacht, soll eine Diamantengrube in einem Tal der Anden entdeckt haben, auch von reicher Goldbeute durch Goldwäscherei in den Flüssen wird erzählt. Dann hat er einen großen Handel angefangen, mit Kaffee und anderen Produkten des Landes. Er war furchtbar geizig, hieß es, obwohl er viele Millionen besessen haben soll. Plötzlich hat er seine Geschäfte in Rio de Janeiro aufgegeben, seine Firma verkauft und soll mit allen Schätzen nach Niederländisch-Indien sein. Dort ist er aber niemals angekommen, vielmehr, man hat nie feststellen können, daß und wo er dort gelebt hat. Die Spuren führten nach Batavia und hören dort auf."

„Meinen Sie nicht, daß es sich in unserem Falle vielleicht doch um diese Erbschaft handeln könne?"

„Ich bitte Sie! Das war, glaube ich, im Jahre 1810, als der Vorfahre Rio verließ. Wer soll da heute noch etwas feststellen? Die Brüder jenes sagenhaften Vorfahren Jan Hardenberg waren mit ihm verfeindet. Keiner hat sich um ihn gekümmert. Durch Zufall hat der eine Bruder später erfahren, wie reich sein Uebersee-Bruder geworden sein soll. Aber er hat auch nichts unternommen. Erst mein Vater und der andere inzwischen verstorbene Bruder haben Erkundigungen eingezogen. Aber ohne Erfolg."

Dr. Weidel überlegte. „Hm, nehmen wir an, daß ein Mensch weiß, wo die Schätze zu holen sind. Er versucht erst, die Erben zu beseitigen, raubt die Papiere und setzt sich als den letzten Erbberechtigten kraft der Papiere in den Besitz der Erbschaft. Das wäre doch eine Möglichkeit?"

„Das klingt phantastisch, Herr Doktor!"

„Nicht phantastischer, als die Tatsache, daß Ihr Vater ohne verständlichen Grund plötzlich ermordet wurde, daß man auf Sie mit Hilfe des Hypnotiseurs einen Mordanschlag verübte."

„Das ist ja richtig!"

„Die Behörde wird allerdings dieser Möglichkeit nicht nachgehen. Nacharbeiten ist da zu kostspielig. Aber Sie kommen doch — ich hab's gelesen — mit dem Zirkus zuerst nach Südamerika. Versuchen Sie doch dort an Ort und Stelle Nachforschungen anzustellen."

„Das habe ich mir schon vorgenommen, Herr Doktor, wenn ich mir davon auch nicht viel verspreche. Haben Sie jedenfalls vielen Dank für alle Mühe, die Sie sich gegeben haben, Herr Doktor!"

Toni verabschiedete sich herzlich von dem Kriminalbeamten und fuhr ins Artistenhotel, um das Mittagessen einzunehmen.

* * *

Zirkus Hollerbek hatte sich zu einem Vier-Tage-Gastspiel in Bremen entschlossen, und auch dort blieb ihm der Erfolg treu.

Vier ausverkaufte Abend- und drei sehr gutbesuchte Nachmittagsvorstellungen bildeten den guten Abschluß der Deutschlandtournee.

Am 10. Juli begann die Einschiffung auf dem Dampfer „Rio de Janeiro" der Südamerika-Linie des Norddeutschen Lloyd.

Alles ging wie am Schnürchen.

Der geschäftliche Teil wickelte sich durch Toni, die von einer förmlichen Arbeitswut gepackt war, reibungslos ab.

Markolf und Otto leiteten gemeinsam den Abbau des Zeltes und das Abtransportieren.

Drei Tage dauerte die Uebernahme von Zelt, Menschen und Tieren, Maschinen und Wagenpark. Einhundertdreiundzwanzig Menschen und über dreihundert Tiere waren es insgesamt.

Dann zogen Schlepper den Ozeanriesen hinaus auf das Meer.

Das Wetter war denkbar schön, und die weite See lag ruhig.

Die Stimmung an Bord war prächtig, alle waren voll Erwartung und Spannung. Zwischen den Zirkusleuten und den anderen Passagieren herrschte von der ersten Stunde an gutes Einvernehmen.

Toni hatte wenig zu tun. Nur ab und zu galt es, für Otto oder dem Reklamechef Schreibarbeit zu machen. Die beiden waren die einzigen, die nicht zur Ruhe kamen und unablässig arbeiteten. In Rio prangten bereits große grellfarbige Plakate an Anschlagsäulen und Häusern. Das Werbematerial war schon vor Wochen hinübergekommen, und der Beauftragte des Zirkus hatte gründlich vorgearbeitet.

Zehn Tage wollte man in Rio gastieren.

Otto studierte mit den Artisten eifrig das neue Zirkusspiel ein: „General Frankonas, der Held der Savannen"

Dieser General Frankonas war eine freie Erfindung Otto Borkes. Er ließ ihn als glänzenden Reiter, der mit seiner Schar für die Unabhängigkeit der Republik kämpft, ein Freund und Beschützer der Armen ist und die tollsten Abenteuer erlebt, aufmarschieren. Ganz einfach war das Spiel gehalten, aber wieder war für köstlichen Humor, der auch dem Naivsten sofort einging, gesorgt.

Humor ist eine Sache, die überall auf der Welt Anklang findet. Und wenn die Leute lachen, dann haben wir gewonnen, das war die Meinung Ottos, und sie war bestimmt richtig.

Das Spanische machte noch Schwierigkeiten. Ganz besonders Clown Bohne, der eine große tragende Rolle als Hanswurst hatte, die sich durch das ganze Spiel zog, wollte und wollte mit dem Spanischen nicht ins Geschick kommen.

Heute kauderwelschte er bei der Probe wieder fürchterlich, so daß Dr. Kuttner, der Sprachlehrer der Truppe, verzweifelt die Hände rang.

(Fortsetzung folgt.)

ROBINSONADEN

Das bisher unbekannte Schicksal eines schlesischen Edelmannes

In der Nähe von St Domingo, an der Ostküste Mittelamerikas, liegt die Insel Tortuga. — Diese Insel war im 17. Jahrhundert der Sammelplatz der sog. Bukaniers, übelberüchtigter Gesellen, die sich in der Hauptsache von Seeräuberei und Jagd ernährten. Die Wälder von Tortuga und St. Domingo waren zu jener Zeit ebenso schwer zugänglich wie reich an Wild, und es kam nicht selten vor, daß einzelne Abteilungen der Bukaniers jahrelang in diesen Urwäldern herumstreiften.

Den Sitten jener Jahrhunderte entsprechend, hielten sich die Bukaniers stets eine beträchtliche Anzahl von Sklaven, die sich meist aus den Mannschaften und Passagieren gekaperter Schiffe rekrutierten, und die von ihren Herren meist recht grausam behandelt wurden. Mit dem Schicksal eines dieser Unglücklichen wollen wir uns hier beschäftigen. Sein Los muß uns deshalb besonders nahe gehen, als es sich um einen schlesischen Edelmann handelt, den widrige Umstände in die Gewalt der Piraten gebracht hatten.

Wegen eines geringfügigen Versehens wurde der Held unseres Berichtes eines Tages von seinem Herrn so grausam gezüchtigt, daß er besinnungslos zu Boden fiel und kurzerhand als tot seinem Schicksal überlassen wurde. Als er — seinen eigenen Angaben zufolge — nach vielen Stunden oder gar Tagen wieder zu sich kam, fand er sich allein in der pfadlosen Wildnis. Verzweifelt bemühte sich der Schwerverletzte, den Weg zum Treffplatz der Bukaniers aufzufinden, denn — so übel ihm mitgespielt worden war, schien ihm das Los eines rechtlosen Sklaven immer noch erträglicher als das hoffnungslose Herumirren im unzugänglichen Urwald.

Aber seine Bemühungen blieben ohne jeden Erfolg, und zu allem Ueberfluß hatte er kein Werkzeug, keine Waffe, nicht einmal ein Messer bei sich. Nur sein Hund war bei ihm geblieben.

Drei Tage berührte der Unglückliche weder Speise noch Trank. Die reichlich wild wachsenden Früchte getraute er sich nicht zu essen, da er fürchtete, sie wären giftig. Zudem hatte ihn das jahrelange Leben unter den jagdlustigen Bukaniers an reine Fleischnahrung gewöhnt.

Nach dreitätigem Herumirren stieß er auf ein Rudel wilder Schweine. Glücklicherweise stürzte sich sein Hund, den der Hunger ebenfalls bis aufs äußerste plagte, auf einen Frischling, und biß sich so an ihm fest, daß der Waldläufer das Tier so lange festhalten konnte, bis sein Hund ihm den Garaus gemacht hatte. Aber er hatte weder Feuer, um das Fleisch zu braten, noch ein Messer, um das Tier auszuweiden. Endlich fiel ihm ein, daß er einen Flintenstein in seiner Tasche habe. Mühselig ritzte er dem toten Schwein mit dem scharfen Stein den Bauch auf und erweiterte die Oeffnung mit seinen Fingern. Da es ihm aber nicht gelang, durch Aneinanderreiben von Holzstäbchen Feuer zu erzeugen, mußte er sich damit begnügen, seinen Hunger mit rohem Fleisch zu stillen.

Von diesem Tage an übten sich Herr und Hund immer wieder in gemeinsamer Jagd, und bald hatten sie sich so aufeinander eingespielt, daß beider Ernährung genügend gesichert schien. Als der Waldläufer eines Tages auf eine wilde Hündin stieß, die gerade ihre Jungen nährte, sah er sich schon mit einer ganzen Meute von Jagdhunden umgeben. Leider war das Tier aber so wild, daß er es mit Steinwürfen töten mußte. Auch die schwächeren Jungen tötete er, während er die kräftigeren mit sich nahm und mit vieler Mühe und Liebe aufzog.

Fortan brauchte er sich tatsächlich um seine Ernährung keine Sorgen mehr zu machen, denn seine gut dressierten Hunde jagten ihm soviel Wild, wie er nur haben wollte. Auch an die rohe Fleischkost gewähnte sich der Waldläufer so vollkommen, daß er gar kein Verlangen mehr nach anderer Nahrung spürte. Unglücklicherweise verlor er aber eines Tages seinen Flintenstein, der sein einziges Werkzeug gewesen war, und obwohl er tagelang, zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwankend, immer und immer wieder den Wald nach dem kostbaren Stein absuchte, gelang es ihm nicht, ihn wiederzufinden. So konnte er das erlegte Wild nicht aufbrechen, sondern mußte warten, bis seine Hunde dieses Geschäft für ihn besorgt hatten.

In der ersten Zeit seiner Robinsonade war der Waldläufer darauf angewiesen, daß seine Hunde solange kreuz und quer im Walde spürten, bis sie neues Wild entdeckt hatten. Aber im Laufe von Monaten und Jahren wurde er mit den Gewohnheiten der Tiere in seinem Waldbezirk, aus dem er sich niemals herauswagte, so vertraut, daß er systematisch die Jagd betreiben konnte. Nun genügte es vollkommen, dem Wild beim Wechsel aufzulauern.

Ein anderer Grund, weshalb der Waldläufer es vermied, andere Teile der Insel aufzusuchen, war der, daß er den Bukaniern nicht in die Hände fallen wollte. So trostlos sein Dasein auch sein mochte, die auf so unerwartete Weise gewonnene Freiheit schien ihm nun, da er gelernt hatte, seine Nahrungsbedürfnisse mit Hilfe seiner Hunde zu stillen, so wertvoll, daß er sie nicht mehr gegen eine gesicherte Knechtschaft austauschen wollte. Da die Bukaniers ihre Jagdzüge stets ganz systematisch organisierten, brauchte der Waldläufer in der Tat für viele Jahre hinaus eine Entdeckung nicht zu befürchten. Denn nachdem die Seeräuber den Teil der Insel, in dem der Flüchtling sich aufhielt, zur Zeit seiner Mißhandlung durchstreift hatten, blieben sie ihm in Zukunft absichtlich fern.

Erst viele Jahre später schien den Bukaniers dieses Gebiet der Insel wieder zu einer Jagd fällig. Nun war es mit der Robinsonade des Waldläufers zu Ende. Ein Trupp jagender Piraten überraschte den Einsamen. Verwildertes Haupt- und Barthaar umrahmte sein Gesicht. Seine Lenden bedeckten scheußliche Lumpen, und auf dem Rücken trug er ein großes Stück blutigen Wildbretts, während ein Dutzend Hunde ihn umbellten. Der ganze Aufzug war so sonderbar und erschütternd, daß er selbst die an Mord und Schlacht gewöhnten Bukaniers rührte. Sie erklärten sich bereit, den Waldläufer in die nächste Ansiedlung zu bringen, aber er weigerte sich standhaft, wieder sein früheres Sklavendasein aufzunehmen. Lieber wollte er mit seinen tierischen Gefährten das freudlose Dasein eines Waldläufers weiterführen.

Seine Standhaftigkeit imponierte den Seeräubern, denen Großmut nicht fremd war. Gemeinsam schossen sie soviel Beute zusammen, wie notwendig war, um den Waldläufer von seinem ehemaligen Herrn loszukaufen.

So kehrte der schlesische Robinson als freier Mann zu den Bukaniers zurück und wurde als ebenbürtiger Genosse in ihre Reihen aufgenommen.

Seine wilde Jagdmeute stellte ihm das Wild —



Tatsachen, Vermutungen und Phantasien

Von Dr. Hans Krasser

Von jeher haben die gewaltigsten und ältesten Bauwerke der Erde, die ägyptischen Pyramiden, die Phantasie der Menschen, die von ihnen gehört oder sie selbst haben bewundern können, mächtig erregt, und schon die Griechen glaubten in ihrem Namen (Pyr, d. h. Feuer) ihre Bedeutung als „versteinerte Flammen" zu erkennen. ‚Man hielt diese Wächter am Rande des Sandmeeres auch für Sonnen-, Mond- und Feuertem-

pel. Nero wollte sich auf der Spitze der Cheops-Pyramide mit der ägyptischen Mondgöttin vermählen. Spätere Geschlechter glaubten auch in ihnen Riesenzisternen für inzwischen untergegangene Weltstädte zu erkennen oder Kornkammern für die „mageren Jahre“ oder endlich Schatzhäuser, in denen die märchenhaften Schätze der Pharaonen schlummerten. Dieser verlockendsten Annahme ist denn auch der Kalif Almansor, nachdem Aegypten arabische Provinz geworden war, gefolgt. Er ließ in der Cheops-Pyramide nach Schätzen graben — ohne den erwarteten Erfolg.

In neuerer Zeit hielt man sie für astronomische, zu wissenschaftlichen Zwecken erbaute Wunderwerke, in denen die „kosmischen Zahlen, die Einheitsgesetze im Aufbau der Welt, eingebaut seien. Die größte, die Cheops-Pyramide, ist tatsächlich auf dem 30. Breitengrade, auf dem Schnittpunkt jener Breiten- und Längengrade, welche die größten Land- und die geringsten Wasserflächen berühren, erbaut. Sie liegt demnach „im Mittelpunkt der bevölkerten Erde“. — Umfang und Höhe lassen auf die Kenntnis der „Lupoldtschen Zahl“, die noch bis in die neueste Zeit den Mathematikern unbekannt geblieben war, schließen. Man fand auch in den pyramidalen Maßverhältnissen unser Maßsystem wieder, aus dem sich die Entfernung der Erde von der Sonne und das Gewicht des Erdballes ergibt.

Es wurde auch festgestellt, daß die Verlängerung des Ganges im Inneren der Pyramide genau auf die damalige Lage des Polarsternes, der 2300 vor unserer Zeitrechnung im Sternbild des Drachen stand, zuführt. Und durch den Polarstern denkt man sich ja auch die Achse des Universums gelegt, die demnach also auch durch die Pyramide des Cheops hindurchging.

Im krassen Gegensatz zu diesen Entdeckungen moderner Ingenieure (Max Eydt, Piazzi, John Taylor, R. Henning usw.) steht noch die Annahme, daß die Pyramiden zu Verteidigungszwecken oder als Sandbrecher gegen den Einfall der Wüste oder aber als letzter Zufluchtsort für eine kommende Sintflut erbaut worden seien; hat doch im 18. Jahrhundert noch ein Universitätsprofessor, dessen Namen wir unterschlagen wollen, in einer gelehrten Abhandlung allen Ernstes auseinandergesetzt „die ägyptischen Pyramiden seien *vulkanischen* Ursprungs“.

Seit der große Aegyptologe Lepsius sich mit der Pyramidenfrage beschäftigte, steht es jedenfalls fest, daß ihr Hauptzweck in der Aufnahme der Leichen der Pharaonen bestand. Jeder Herrscher baute zunächst eine kleine Pyramide, um die er nach jedem Regierungsjahr einen neuen Mantel legte und durch Ausfüllung der Stufen die Pyramidenform herstellte.

Das wissenschaftliche Rätsel des Pyramidenbaus ist auch heute nur zum Teil gelöst — — und da klingt es um so unglaublicher, daß die Pyramiden selber gesprochen haben sollen, und zwar zu einem englischen Archäologen und Astrologen. Dieser behauptet nämlich, aus einer Hieroglyphen-inschrift der Cheopspyramide eine Weltuntergangs - Prophezeiung herausgelesen zu haben, die 1929 mit einem katastrophalen Erdbeben in England beginnend, erst 1936 ihr furchtbares Ende erreichen würde. Aber der für das römische Kapitol gemünzte Spruch behält, auf die Pyramiden angewandt, seine Bedeutung:

„Solange die Pyramiden stehen
Wird die Erde bestehen,
Und solange die Erde besteht,
Stehen die Pyramiden.“

Bei den Zauberern Annams

Von Anton E. Zischka

Hier wird erzählt in seinem folgenden Reisebericht von einem der seltsamsten Flecken Erde, die es gibt: von Annam, jenem französischen Schutzgebiet, in dem neben großartigen Autostraßen, neben Flugplätzen und modernen Forts noch unendliche Strecken beherrscht werden vom Tribu Mann, dem gefürchteten Zauberer, in dem heute noch der alte, uralte Aberglaube der Vorfahren lebendig ist neben den Autostraßen und Flugplätzen!

Mitten in Annam ...

Auch weit weg von Saigon gibt es Asphaltstraßen, Radiomasten, Zollstationen, Autos überall und europäische Maschinen, Französisch-Indochina ist modern. Aber es ist mehr ...

Man fährt auf der spiegelnd glatten route coloniale. Ein Leichenzug kommt entgegen. Papierdrachen, Klageweiber. Alle Trauergäste in wallenden weißen Gewändern mit Blumensträußen in den Händen. Alle mit den Schirmen und Fächern und den kleinen roten oder weißen Taschentüchern, den großen Zigarren, die sie vor der aufgebahrten Leiche bekamen. Der Papierdrache schwebt auf den Füßen seiner 12 oder 14 Träger über dem Asphalt, der Sarg folgt und hinter ihm eine Stange mit einem großen Photo des Verstorbenen. Musik tönt auf ... Die spielt den Trauermarsch von Chopin. Mitten in Annam. Holzbläser dann mit chinesischen Melodien, Jahrtausende alten Klageliedern ...

Das ist Annam: Bis in den Grund aller Religion, den Ahnenkult, den Leichenzug, ist die Magie des Abendlandes gedrungen, die Wunder der Dunkelkammer, das Porträt aus Licht. Und bis hierher ist die Melodie des Westens gedrungen ... Bis heute aber haben die Zauberer und die Priester, haben die alten Ueberlieferungen und der uralte Aberglaube und Geisterkult ihre Kraft behalten. Nebeneinander, wie heute überall im Osten.

Reise zum Tribu Man

Wir fahren mit einem kleinen Raddampfer von der Cat Ba in die Berge. Wollen die Zauberer Tonkins sehen. Mitten auf die grotesken Felstrümmer im Delta fährt das Schiff zu, kaum ist einer überrannt, zurückgelassen, taucht ein noch phantastischerer Block mitten im ruhigen Wasser auf. Kilometerlange Kais tauchen auf, mit Girlanden elektrischer Lampen geschmückt. Das ist Port-Walut.

Camp Pha dann und bei Pointe-Pagode das Umsteigen in den Dampan. Mondlicht gleitet über das stille Wasser, wirft tiefe Schatten auf die kahlen Felswände. Klare, blaue, sternenüberwölbte Nacht. Rhythmisch schlagen die Ruder auf, manchmal klettern die großen schönen Giao-Chis über Bord, tauchen ins funkelnde Wasser und ziehen das Boot vorwärts.

Die Sonne geht auf, als Tien Yen erreicht ist. Da beginnt die route coloniale Nr. 4, eine Bituminstraße über die schroffen Felszacken der Berge, durch den Urwald, an Abgründen, erloschenen Vulkanen vorbei. Das Auto frißt unermüdlich Kilometer auf Kilometer. Und dann ist man in Moncay, das nur mehr eine einzige Brücke von China trennt.

Und dann, nach langem Wandern auf steilen Pfaden, durch Dschungel und öde Plateaus ist das Gebiet des Tribu Man erreicht. Das Gebiet der Zauberer Tonkins. Ein paar Tage schon ist mein Annam-Boy krank. Das Wasser hat ihm nicht gut getan. Und zu den Schmerzen des Leibes kam die Furcht vor dem Tode in so jungen Jahren. Keine Kinder noch, die den „ma-cui“ bannen könnten, die sorgen könnten, daß die Seele alles bekomme, was sie in den 28 Monaten des Uebergangsstadiums braucht, in der Zeit, da über Gut und Böse entschieden wird. Auf einer Reise sterben, ohne Kinder ... furchtbarstes Schicksal, das Buddha verhangen kann ...

Die unsichtbaren Nadeln

Aber nun verschwindet der Boy, und nach zwei Tagen ist er gesund und munter. Er hat einen Zauberer gefunden. Der hat den ma-cui, den Geist, der krank machte, weil er gern die Haut des Boys haben möchte, auf eine falsche Fährte gelockt. Hat einen Einschnitt in die eigene Zunge gemacht und mit dem Blut eine Befreiungsformel auf rotes Papier geschrieben. Hat das Papier verbrannt. Schon ist dem Kranken besser ... Und durch diesen Zauberer komme ich mit den Mans zusammen.

Sehr gefährlich ist dieser Stamm, der aus chinesischem Blut kommt. Der Tribu Man hat die Macht, fast unsichtbare Nadeln beliebig weit zu blasen. Mit ihnen den Magen, die Leber, die Eingeweide des Feindes zu treffen. Geheimnis der Familie bleibt, wie man es macht. Von Vater auf Sohn vererbt sich diese furchtbare Kenntnis. Die Töchter bleiben ausgeschlossen. Die Nadeln machen unheilbar krank, töten. Ein Tonkinese, der in Paris studierte, erzählt es mir mit gesenkter Stimme. Ob er bei Obduktionen Nadeln fand? ... Er ist entsetzt über die Zumutung, hier zu sezieren. Man zerschneidet doch die Seele mit, verstümmelt doch auch sie, wenn man den Körper zerteilt ... das glauben alle. Wir würden bis auf den letzten Blutstropfen kämpfen, um den Toten vor dem Skalpell zu retten ... Hier in den Bergen kann nicht obduziert werden ... Die Seele würde alle ma-cuis herbeirufen zum Schutz. Entsetzliches Unglück würde geschehen.

Ist aller Zauber hier ohne uns verständlichen Sinn?

Wir sehen Leute aus dem Stamm Ma, die die Macht haben, vergiftete Worte gegen ihre Feinde zu schleudern. Ihre Worte sind wirklich vergiftet, ihr Atem voll von Keimen des Todes. Der ganze Stamm ist tuberkulös ... Ihr Zauber ist auch dem Weißen gefährlich ...

Aberglauben und Autostraßen

Da sind die Hohs, die vergoldete oder lackierte Zähne haben ... Entsetzlich ist der Anblick ... Aber der Lack und das Gold verhindern die Karies, verhindern, daß der Hoh schon in jungen Jahren zahnlos wird ... wie die meisten anderen Stämme. Und dann treffen wir einmal eine Frau, deren Nase rotgelb ist. Entsetzen im Gesicht unserer Begleiter. Denn das ist nicht das Zeichen schlechter Blutzirkulation. Diese rotgelbe Nase verrät, daß der Träger die Gabe hat, sich im Schlaf zu verdoppeln, daß sein Kopf sich in der Nacht vom Rumpf löst, durch die Luft fliegt, weit weg sich auf einen anderen Schlafenden senkt und ihm einem Vampir gleich das Blut aus den Adern saugt ... Bei Morgengrauen kehrt der Kopf auf die Schultern seines Körpers zurück, der Schlafende ahnt nichts von dem grausigen Tun, nur die Nase, die ja ins fremde Blut tauchte ... verrät ihn. Darum gibt es auch so viele Blutarme in diesen Bergen ...

Die gibt es wirklich. Unzählige anämische Menschen. Unzählige Tuberkulose-Kranke Pest, Lepra, alle Krankheiten der Welt wüten hier. Denn kein weißer Arzt wird je einen Patienten finden, kein eingeborener Arzt den alten Glauben bannen können.

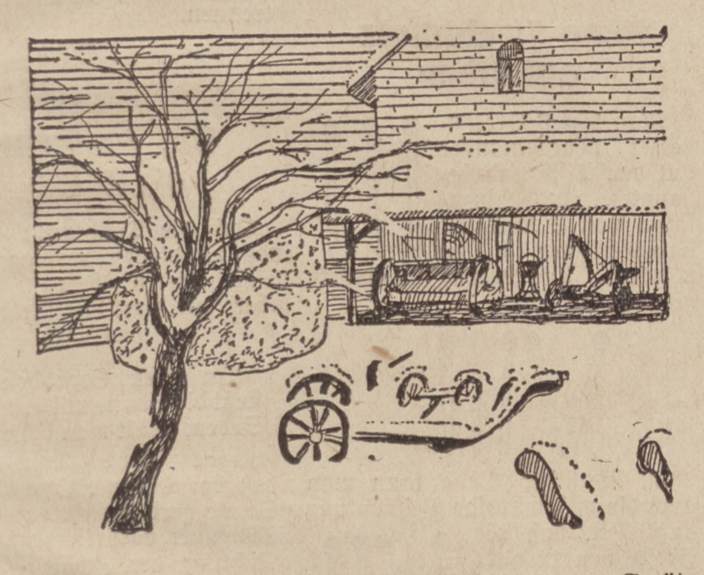
Unzählige Sekten, die auf den Taoismus zurückgehen. Unzählige alte Bräuche ... und daneben Autostraßen und moderne Kleider. Japan allein hat mit den modernen Maschinen auch den neuen Geist übernommen. In den Bergen Tonkins stört das Brüllen der hundertpferdigen Autos, das Dröhnen der französischen Kolonialflugzeuge nicht einen einzigen der Zauberer, vertreibt unsere Technik auch nicht einen einzigen der ma-cuis, der bösen Geister, die so sehr die Haut des Menschen lieben.

AUS DER PRAXIS

Rost frißt Geld

Es ist heute viel von sparsamer Wirtschaft die Rede. Es wird dabei gewöhnlich zuerst an die Einschränkung des Zukaufs notwendiger Betriebsmittel gedacht und dadurch nicht selten am falschen Ende gespart. Liegt es nicht viel näher, das Augenmerk auf die Verlustquellen des Betriebes zu lenken und zunächst einmal die unnötigen Verluste zu verhindern? In dieser Hinsicht ist im gegenwärtigen Augenblick ein Wort über die Pflege der Maschinen und Geräte am Platze.

Ein aufmerksames Auge findet jetzt allenthalben Beispiele der Verschleuderung und Entwertung wertvoller Inventarstücke. Wie oft kann man auf den Fluren vergessene Geräte in Wind und Wetter antreffen! Aber auch die Behandlung der Maschinen und Geräte auf den Wirtschaftshöfen läßt sehr viel zu wünschen übrig. Nicht nur Wagen, Pflüge, Eggen und Walzen kann man ungeschützt im Freien antreffen sondern wertvollere Maschinen, wie Düngerstreuer, Grasmäher und selbst Dreschsätze findet man obdachlos im Freien stehen. Im Sommer mag es angehen, daß die Arbeitsgeräte im Schutze einer dichten Baumkrone vorübergehend im Freien stehen, im Winter dagegen bedeutet das planlose Zerstörung teuren Kapitals. Holz wird auf die Dauer durch Nässe zerstört und Eisen vom Rost zerfressen. Das erste Erfordernis zur Erhaltung des Maschinenkapitals ist die Unterbringung unter Dach und Fach.



Dann ist aber die Pflege der Maschinen und Geräte noch nicht erschöpft. In den Wintermonaten hat der Landwirt Zeit genug, um seine Maschinen Stück für Stück vorzunehmen und sie, soweit erforderlich, mit heißem Wasser abzuscheuern, mit Erdöl die Fettreste fortzuwaschen und verrostete Oelkanäle zu öffnen. Danach sind alle der Abnutzung ausgesetzten Teile, vor allem die Welle in den Lagern, auf ihren Abnutzungsgrad zu untersuchen. Treibketten sind zu prüfen und sofern sie sich gelängt haben, neu zu kalibrieren. Eisen- und Holzteile erhalten einen neuen Schutzanstrich. Die Holzteile müssen vorher von der alten Farbe möglichst befreit werden, weil sonst der Schutzanstrich leicht wieder abblättert. Rostige Eisenteile müssen mit einer Stahlbürste völlig vom Rost befreit werden, bevor der Schutzanstrich aufgebracht wird; denn sonst frißt der Rost unter dem Anstrich weiter. Alle Anstriche sind nur in ganz dünner Schicht aufzutragen. Falls nötig, muß mehrfach gestrichen werden. Das erhöht zwar den Arbeitsaufwand, läßt aber an Material sparen und macht die Arbeit dauerhafter. An Pflügen sollen Schar- und Sech- und Streichblech stets blank und glatt sein. Um den Rost zu verhüten, überstreicht man diese Flächen am Ende der Saison mit Rostschutzfett oder einem ganz zähen Brei von Aetzkalk. Düngerstreuer müssen sofort nach Beendigung der Arbeit entleert und gereinigt werden. Verhärtete und festgebackene Düngerteile werden mit einem kräftigen Messer abgestoßen und die feinere Reinigung mit Hilfe eines in Erdöl getränkten Lappens vollständig durchgeführt. Danach reibt man mit trockener Putzwolle nach und ölt alle Eisenteile mit Rostschutzfett ein. Die Ketten der Kettendüngerstreuer nimmt man ganz heraus und reinigt sie durch Eintauchen in Erdöl. Müssen Dreschkästen vorübergehend im Freien stehen, so soll man ein paar Bunde Stroh unter die Schutzdecke packen, damit diese gleichmäßig nach oben gewölbt ist. Dadurch werden Einbeulungen verhütet, in denen sich Regen- oder Schneewasser ansammeln kann, das auf die Dauer durchsickert, das Segeltuch mürbe macht und die Maschine beschädigt.

Was ist Honig?

Diese Frage kann verschieden beantwortet werden je nach dem Gesichtspunkt, unter dem die Fragestellung erfolgt. Fassen wir einmal die Zusammensetzung des Honigs ins Auge. Dann stellt sich der Honig als ein Gemisch verschiedener Stoffe dar, die sich in wechselnder Menge vorfinden. In ihrem Verhältnis untereinander werden sie von den Lebensbedingungen, dem Futter und den Lebensgewohnheiten der Bienen beeinflußt. Der Hauptbestandteil des Honigs ist eine konzentrierte wäßrige Lösung von Honigzucker (Invertzucker). Nach Professor Dr. Baier kommen daneben „Rohrzucker und Dextrine in wechselnder Menge, ferner gummiähnliche Körper, stickstoffhaltige Verbindungen, Wachs, Farbstoffe, Riechstoffe, organische Säuren, Mineralstoffe, Pflanzengewebsteile und Pollenkörner in geringer Menge vor. Letztere sind zur Aufzucht der Brut in die Waben gelegt worden und werden dort zu einem Futterbrei verarbeitet, gelangen jedoch auch in den Honig. Pollen enthalten Kohlehydrate (Zucker), Fett (Wachs?) und namentlich Stickstoffverbindungen und sind vielleicht auch der Sitz von Enzymen und des weiteren von Vitaminen. Obwohl durch das Schleudern die beigemengten Partikel zum größten Teil entfernt werden, so ist die restlose Entfernung aller Pollenkörner naturgemäß kaum denkbar. Ihre Anwesenheit ist daher eigentlich selbstverständlich. Pollenfreier Honig muß daher als im höchsten Grade verdächtig erscheinen". Die im Honig enthaltene Säure wird nach landläufiger Auffassung für Ameisensäure gehalten. Diese Ansicht ist falsch. Es handelt sich vielmehr um andere organische Säuren, insbesondere Apfelsäure; die Ameisensäure kommt im Honig nur in Spuren vor. Der schwache Gehalt an Säure reicht niemals aus, um dem Honig einen sauren Geschmack oder gar Geruch zu verleihen. Solcher Honig wäre bereits verdorben. Geschmack und Geruch müssen stets lieblich, blumenartig sein.

Winter-Grünfutter für Hühner

Bei großer Legeleistung der Hühner wird es stets schwer sein, die Dotterfarbe so gleichmäßig zu halten, wie es bei den Hausfrauen gewünscht wird. Bekanntlich kann man aber durch die Zufütterung von Grünfutter oder gelbem Mais die Dotterfarbe wesentlich beeinflussen. Darum muß der vorsorgende Geflügelzüchter jetzt schon reichlich Grünfutter sammeln. Für die ersten Wintermonate wird man noch Grünkohl oder Weißkohl bezw. Wirsingkohl, der im Keller lagert, den Hühnern reichen können. Später nimmt man Wurzelfrüchte wie z. B. Möhren. Wesentlich billiger und auch besser kann man ein dunkles Dotter durch die Beigabe von saftigem Silofutter erzeugen. Das Silieren ist nicht so umständlich, wie es im allgemeinen scheint. Am besten sind die Kleinsilobehälter, die in sämtlichen Größen im Handel erhältlich sind. Mit diesen Behältern kann man unter Garantie ein gutes Silofutter herstellen. Bei Verwendung von Zusatzstoffen wie Rohzucker, kann man sich auch mit gewöhnlichen Gruben begnügen. Hierbei muß man natürlich vorsichtig sein, daß man nicht zum Grundwasser gelangt. Man wird die Gruben 1—1½ Meter tief ausheben und vielleicht eine Breite von zwei Metern geben. Die Länge hängt von der Menge der zur Verfügung stehenden Futterstoffe ab. Es ist aber nicht empfehlenswert, eine einzige Grube zu groß herzustellen, besser ist es zwei oder drei kleine Gruben zu haben. Den Boden wie auch die Seiten der Gruben schlägt man mit dünnen Brettern aus, wodurch ein größerer Futterverlust vermieden wird. Das kleingehäckselte Futter wie z. B. Rübenblätter und Gras, vielleicht auch grünen Mais und Sonnenblumen, wird lagenweise fest in den Silo eingestampft. Jede Schicht von ungefähr Handbreite wird mit einer zweiprozentigen Zuckerlösung übergossen. Mit Hilfe einer Gießkanne ist diese Arbeit sehr einfach auszuführen. Eine etwas größere Gabe von Zucker kann nichts schaden. Nach oben hin wird der Silo mit Brettern, Säcken und dann mit festem Lehm abgeschlossen. Auf den Luftabschluß ist möglichst großer Wert zu legen, da nur auf diese Weise ein gleichmäßiges Silofutter erzeugt wird.

FÜR DIE PRAXIS

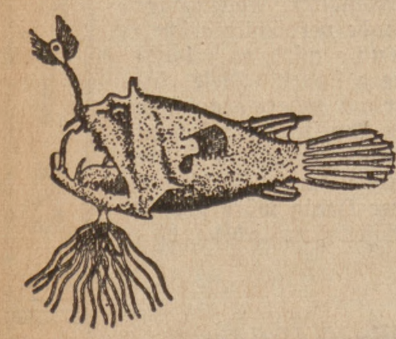
FÜR DIE JUGEND

Das Leuchten der Tiefseefische

Seit langem geht das Bestreben unserer Forscher dahin, das Leuchten gewisser Tiefseefische zu ergründen. Daß bisher alle nach dieser Richtung hinzielenden Bemühungen von keinem Erfolg gekrönt waren, hat seinen Grund darin, daß das Untersuchungsmaterial entweder schon tot ans Tageslicht kam oder wenigstens innerhalb kürzester Zeit starb, so daß weitere Untersuchungen gegenstandslos waren.

Erst Dr. Mangold ist es gelungen, während seines Aufenthaltes an der zoologischen Station in Neapel einige Exemplare leuchtender Tiefseefische länger als eine Stunde in voller Lebenstätigkeit zu beobachten und einige Versuche mit ihnen anzustellen.

Trotzdem die zu den Versuchen dienenden Fische nur eine Länge von 5 bis 6 Zentimeter hatten,



besaßen sie doch nicht weniger als 144 einzelne Laternenapparate, die in bestimmter reihiger Anordnung über die ganze Bauchseite vom Kopf bis zum Schwanze verteilt waren.

Dr. Mangold stellte fest, daß das Leuchten nicht selbsttätig erfolgt, sondern nur als Gegenwirkung auf einen körperlichen Reiz. Am heftigsten und andauerndsten war die Leuchterscheinung, wenn die Fische in Rückenlage auf die Hand genommen und seitlich etwas gequetscht wurden. Dann brachen alle Organe vom Kopf bis zum Schwanze fast augenblicklich in strahlendes Leuchten aus. Das Licht war ruhig, an-



genehm und nicht flackernd, und seine Farbe war zumeist grüngelb und gelb. Lange andauerndes Leuchten wurde hervorgebracht, wenn man die Meeresfische in Süßwasser setzte. Das gleiche war der Fall, wenn man die Versuchstiere mit elektrischen Strömen behandelte. Ihre Leuchtorgane glichen den diesbezüglichen Apparaten anderer leuchtender Tiefseefische, die man schon seit längerem zergliedernd studiert hatte. Es waren perlige Gebilde, die taschenartig in die Haut des Körpers versenkt und seitlich sowohl wie hinten von einer dicken schwarzen Farbstoffschicht umschlossen waren.

Als Vermittler der Reize, die das Leuchten auslösen, glaubt Dr. Mangold bei der völligen Abgeschlossenheit der Leuchtorgane nach außen lediglich die Hautnerven betrachten zu dürfen.

Warum ist der Himmel blau?

Für gewöhnlich wird angenommen, daß wir die Tageshelligkeit unmittelbar den von der Sonne ausgesandten Strahlen verdanken. Das ist jedoch ein Irrtum. Die größte Menge des Sonnenlichtes wird reflektiert, d. h. von Luftteilchen zu uns her zurückgeworfen, wie etwa das Licht von einem Spiegel. Ueberall in der Luft sind Staubteilchen vorhanden, die von den Vulkan- und Wüstengebieten herstammen, und auf die man die Erscheinung der Tageshelle mit ziemlicher Gewißheit zurückführt.

Anders aber verhält es sich mit der Bläue des Himmels. Die Behauptung, daß die Luft bei einer genügenden Dicke der Schicht an sich schon blau erscheint, wenn sie von Lichtstrahlen erleuchtet wird, dürfte nicht zutreffen. Wahrscheinlich handelt es sich auch hier um eine Reflexionserscheinung. Es müssen Teilchen in der Luft vorhanden sein, die imstande sind, vorwiegend die blauen Strahlen des Sonnenlichtes auf die Erde zu reflektieren. Die Staubteilchen sind dazu aber zu groß. Man nimmt deshalb an, daß die chemischen Bestandteile der Luft wie z. B. das salpetersaure Ammoniak, und zwar deren kleinste Teilchen, die Moleküle, die Ursache der Himmelsbläue sind. Ganz klargestellt ist die Frage vorläufig noch nicht.



Das portugiesische Drei-Reis-Stück ist die kleinste Geldmünze der Welt.

*

Affen, Robben und Elefanten können Tränen vergießen. —

*

Schon vor 300 Jahren kannte man eine Petroleumquelle auf der Insel Zante (Jonische Inseln). —

*

Der Planet Uranus braucht zu einer einmaligen Umdrehung um die Sonne, also zu einem seiner Jahre, 30 688 Erdentage oder etwas über 84 unserer Jahre. —

*

Fast ausnahmslos stammen die schwarzen und weißen Straußenfedern von den männlichen Tieren, die grauen von den weiblichen. —

*

Inschriften auf alten Münzen, die sehr oft abgegriffen und infolgedessen nicht zu entziffern sind, treten klar hervor, wenn man die Münze auf ein Stück rotglühendes Eisen legt. —

Neue Streichholzaufgaben

Man legt 3 Streichhölzer nebeneinander auf den Tisch und behauptet, nach Hinzulegen von 2 weiteren Streichhölzern 8 zu erhalten. Die Lösung ist einfach, hier ist sie:

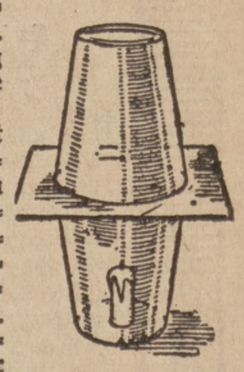


In ähnlicher Weise kann man auch die merkwürdige Behauptung aufstellen, daß die Hälfte von 12 nicht 6, sondern 7 ist. Um dies zu beweisen, legt man folgende Streichholzfigur auf den Tisch:

Nimmt man nun die untere Figur fort, so bleibt:

Ein interessantes Experiment

Ein interessantes physikalisches Experiment läßt sich leicht mit zwei Wassergläsern, einem Kerzenstummel und einem Blatt Löschpapier ausführen. Die beiden Gläser müssen von genau der gleichen Art und der gleichen Glasstärke sein. Das Löschpapier wird gut durchfeuchtet und auf das eine Glas gelegt, nachdem man den brennenden Kerzenstummel hineingestellt hat. Nun nimmt man das zweite Glas und stellt es auf das mit dem Löschpapier bedeckte herauf, indem man es etwas andrückt.



Der Erfolg ist, daß die Kerze nach kurzer Zeit erlischt, nachdem sie allen in den Gläsern enthaltenen Sauerstoff verbraucht hat. Durch die Erwärmung der Luft wird diese ausgedehnt und zum Teil aus den Gläsern vertrieben. Erlischt die Kerze, so zieht sich die Luft wieder zusammen, und auf diese Weise entsteht im Innern der Gläser ein Vakuum. Der Erfolg ist, daß die beiden Gläser fest aneinanderhaften, so daß man sie hochheben kann, indem man nur das obere anfaßt. Es gehört einige Anstrengung dazu, die Gläser wieder voneinander zu trennen.

Die Taschenuhr als Kompaß

Daß die Taschenuhr als Kompaß zu dienen vermag, ist vielleicht vielen bekannt, weniger aber, wie man mit ihr diese Feststellungen ausführt.

In allen Gegenden Europas steht die Sonne mittags genau im Süden. Hält man daher zur Mittagszeit seine Taschenuhr so, daß der kleine Zeiger nach der Sonne gerichtet ist, dann liegt der Südpunkt natürlich genau in der Richtung der Zwölf. Der kleine Zeiger sowohl wie die Sonne beschreiben nun in unseren Breiten einen Kreis in gleichlaufender Richtung. Aber während die Sonne ihn in 24 Stunden vollendet, tut das der Uhrzeiger in zwölf Stunden; er läuft also doppelt so schnell wie die Sonne. Somit ist der scheinbare Boden, den die Sonne vom Südpunkt aus zurückgelegt hat, stets halb so groß wie der Boden, den der kleine Zeiger zu durchlaufen hat. Richtet man daher den kleinen Uhrzeiger nachmittags auf die Sonne, so liegt der Südpunkt allemal genau in der Mitte zwischen dem jeweiligen Stand dieses Zeigers und der Ziffer zwölf. Um 2 Uhr liegt also Süden über der Eins, um 4 Uhr über der Zwei, usw. Für die Morgenstunden verhält sich die Sache ebenso, nur darf man nicht vergessen, daß von Mitternacht ab der kleine Zeiger seinen Kreis zum zweitenmal durcheilt, also der Sonne scheinbar nachläuft, um sie am nächsten Mittag wieder einzuholen. Daher liegt um 4 Uhr morgens der Südpunkt über der Acht, am 6 Uhr über der Neun, usw.



Lies und Lach'!



Der Verdi-Enthusiast

Als Verdi eines Tages von Mailand nach Rom reiste, hatte der Zug auf einer Zwischenstation zwanzig Minuten Aufenthalt, um den Venedig-Expreß durchzulassen.

Kaum hielt der Zug, da eilte der Schaffner, ganz außer sich vor Aufregung, zum Bahnhofsvorsteher und erzählte brühwarm, daß der Komponist der „Traviata" in einem Wagen erster Klasse sitze.

Der Stationsvorsteher, ein glühender Verehrer Verdis, wollte die glänzende Gelegenheit nicht ungenützt lassen, um mit dem Komponisten einige Worte zu wechseln und von ihm womöglich ein Autogramm zu erhaschen. Verdi aber war nicht gerade als Menschenfreund bekannt, und so mußte der Mann auf Umwegen zu seinem Ziel gelangen. Er öffnete die Wagentür und bat um den Fahrschein. Verdi übergab diesen, der Vorsteher „revidierte" die Karte und begann dann ein dienstliches Gespräch.

„Ich sehe, daß der Wagen etwas unsauber ist; stört Sie das nicht?"

„O doch, aber ich fand im ganzen Zug keinen reineren."

„Dennoch hätten Sie die Füße nicht auf den Sitz legen dürfen. Das ist übrigens eine Frage der Intelligenz —"

„Donnerwetter nochmal, halten Sie mich vielleicht etwa nicht für intelligent genug —"

„Nein!"

„Da hört doch alles auf! Geben Sie das Beschwerdebuch, ich werde Ihnen schon zeigen, wer ich bin!"

Der Vorsteher entfernte sich und kehrte bald mit seinem Autogrammalbum zurück, in das Verdi, in seiner Erregung nicht auf die ungewohnte Form des „Beschwerdebuches" achtend, seine faustdicke Beschwerde eintrug.

Strahlend vor Glück klärte jetzt der schlaue Stationsvorsteher Verdi über seine gelungene List auf und bat um Vergebung.

Dem Meister blieb nichts anderes übrig, als selbst über seine Ueberrumpelung zu lachen, um so mehr, als sein glühender Verehrer in der Zwischenzeit eine andere Wagenabteilung für ihn hatte reservieren, säubern und festlich mit Blumen schmücken lassen.

*

Von der Gattin Ludwig Uhlands erzählt man sich eine wunderhübsche Anekdote. Wir saßen — so berichtete ein Freund der Familie — in Tübingen in dem Garten Ludwig Uhlands in fröhlicher Tafelrunde, angesichts der malerischen schwäbischen Alp. Frau Uhland, die treue Lebensgefährtin des Dichters, später auch seine Biographin, war besonders guter Laune. Ich weiß nicht, in welchem Zusammenhang der Unterhaltung es geschah, daß Uhland mit großer Bestimmtheit den Satz aussprach:

„Es gibt eben kein Ding auf der Welt, das nicht seine zwei Seiten hätte."

„Doch," sagte Frau Uhland lächelnd, „es gibt eins."

„Das wär' ich doch begierig zu hören. Was ist's denn?" fragte der Dichter. „Was hat denn nur eine Seite?"

„Das sind Deine Briefe, die haben niemals mehr als eine Seite."

Uhland bekannte sich besiegt und die Heiterkeit der Gesellschaft wollte schier kein Ende nehmen.

*

Gast: „Was gibt es heute? Kalbsbraten, Kaßler, Rouladen oder Schweineschnitzel?"

Kellner: „Nehmen Sie doch mal Goulasch, dann haben Sie gleich alle vier."

*

Fremder: „Kleiner, wo ist denn hier das Gefängnis?"

Junge: „Immergeradeaus, dann hör'n Sie's schon."

Fremder: „Was soll ich denn hören?"

Junge: „Na, wie sie brummen."

*

„Was für einen Wagen darf ich Ihnen zeigen, gnädige Frau? — Einen Vier-, Sechs- oder Achtzylinder?"



„Wissen Sie, geben Sie mir einen Vierzylinder, wo ich mir dann später noch zwei oder drei Zylinder zukaufen kann!!"

*

Gott sei Dank, daß ich Sie hier gerade vor der Tür eines Arztes überfahren habe!

Danke, sehr liebenswürdig, der eben bin ich selber!

„Was hast du denn?" fragt sie den Gatten, der vom Kontor nach Hause kommt.

„Ich werde noch verrückt. Mein Partner bringt mich mit seinem Mißtrauen noch um den Verstand!"

„Aber was ist denn nun wieder passiert?"



„Jetzt haben wir unserem Kassierer zum zweiten Male drei Tage Urlaub gegeben und — alle Bücher und die Kasse stimmen!"

*

Vater Forstmeister bringt das jüngste Söhnchen persönlich zu Bett. Am offenen Fenster singt eine Drossel ihr Abendlied.

Da fragt der kleine Bub, der sichtlich Wohlgefallen an dem Vogelgesang hat: „Vati, warum habe ich denn nicht auch so ein ‚Singerle' im Bauch?"

*

Lottchen hat eine herrliche Puppenstube zum Geburtstag bekommen, aber nach einigen Tagen ist sie verschwunden.

„Ich habe sie möbliert für 50 Pf. monatlich an eine Freundin vermietet!"

*

Endlich hat Frau Eva das ersehnte Klavier erstanden. Nun sollte durchaus eine Musikerbüste den Deckel krönen.

„Sag' Männe, soll ich lieber Mozart, Wagner oder Beethoven nehmen?"

„Beethoven," knurrte der Gatte, „der war taub!"

*

Knolle hat den Arzt gewechselt. Der neue Doktor untersucht den Patienten wiederum sorgfältig. „Sie sagten, der Kollege hätte Sie seit Jahren als Gallenkranken behandelt! — ich konstatiere aber daß ihre Galle vollkommen gesund ist!" —

„Ach, Herr Doktor", sagt Knolle, „an eine andere Krankheit möchte ich mich aber nun nicht mehr gewöhnen."

*

Prinzipal, der einen Bewerber um einen Vertrauensposten ausfragt: „Sind Sie durchaus ehrlich und zuverlässig und vertrauenswürdig?" — Bewerber: „Jawohl, Herr." — „Angenommen, Sie träten in dieses Büro ein und würden eine Brieftasche mit 90 000 Pfund Sterling in Noten der Bank von England finden Was würden Sie tun?" — Bewerber: „Was ich tun würde? Ich würde nichts tun. Ich würde von meinem Einkommen leben."

*

Professor Langenbart hat eine neue Perle vom Lande. Neulich klingelt es.

„Es möchte Sie jemand sprechen, Herr Professor", sagt die Perle.

„Ich bin geistig beschäftigt und möchte nicht gestört werden!" brummt der Professor.

Die Perle geht ins Vorzimmer und sagt dem Besucher: „Der Herr Professor ist geistig gestört und möchte nicht beschäftigt werden!"

*

Der Theaterdirektor hatte sein Personal mit der Gagenzahlung dahin vertröstet, es ganz bestimmt, wenn auch nach und nach zu zahlen. Aber nach wie vor wartete man vergebens. Schließlich wandte sich der Heldendarsteller eindringlichst an den Direktor.

Nach langem hin- und her erklärte er kategorisch:

„Der Worte sind genug gewechselt, laß mich auch endlich Raten sehen!"

*

Buchkalender

Im traulichen Heim (Illustrierter Haus- u. Familienkalender)	1.80 zł
Der Landmann (Schwäbischer Bauernfreund)	1.20 „
Deutscher Heimatbote in Polen	2.— „
Kosmos-Terminkalender	4.50 „
Gustav-Adolf-Kalender	2.50 „
Landwirtschaftlicher Kalender	2.— „

Abreisskalender

Block		Block	
Grösse I	0.55 zł	Küchenblock IV	1.60 zł
„ II	1.— „	Jagdblock IV	1.80 „
„ III	1.20 „	Gartenbaublock IV	1.80 „
„ IV	1.50 „	Neukirchner Abreißkal.	4.70 „

Erhältlich im

„Dom"-Verlag, Lwów, Zielona 11.

Beyer-Bände.

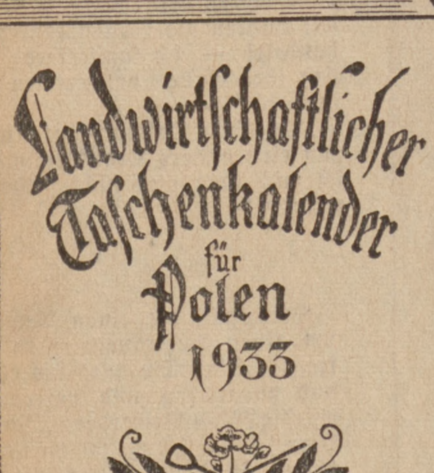
Beyer-Band	259	Pullover und Westen für Herren	1.20 RM.
„ „	260	Wolle für Mädchen und Knaben	1.20 „
„ „	261	Wolle für den Sport	1.20 „
„ „	262	Wolle im Heim	1.20 „
„ „	264	Wollenes Allerlei	0.50 „
„ „	265	Wollkleidung für Erwachsene	0.50 „
„ „	250	Neues Häkelfilet	1.20 „
„ „	251	Häkeleien für Bettwäsche	0.90 „
„ „	263	Wie man Gardinen näht u. aufmacht	1.20 „
„ „	144	Feste im Hause I. Neue Ausgabe	0.90 „
„ „	267	Täglich Gemüse, d. ganze Jahr hindurch	0.90 „

erhältlich bei der

„Dom" Verlagsgesellschaft, Lemberg,

Zielona 11.

Soeben erschienen!



Das tägliche **Handbuch** des deutschen Landwirts in Polen.

- Notizkalender
- Landw.- und Tagelohntabellen
- Fütterungs- und Düngernormen
- Steuern und Sozialversicherung
- Neuster Posttarif

Umfang 385 Seiten.

Preis 4.50 zł

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Wollen Sie zufrieden mit Ihrer Wäsche sein, dann kaufen Sie den Stoff dazu aus der Fabrik

Bela Czeczowiczka, Andrychów.

Erhältlich in großer Auswahl und zu niedrigen Preisen bei **M. Ewald,** Lwów, ul. Sobieskiego 5.

Den besten KAFFEE und TEE

kauft jede Hausfrau bei **J. Krämer**

Lemberg, Pilsudskiego 12

Der Jugendgarten 1933

ist da!

Er kostet **nur noch 50 gr** und bietet dafür eine Fülle von Geschichten, Bildern, Spielen und Gedichten. 50 Groschen können alle Eltern bezahlen und bestellen ihn im

„DOM" Verlags-Gesellschaft m. b. H.
Lemberg, Zielona 11.

Ein Inserat im **Ostdeutsch. Volksblatt hat immer Erfolg!**

Weihnachts- u. Märchenspiele

in reicher Auswahl bei der

„Dom"-Verlagsgesellschaft Lwów, Zielona 11.

Kalender 1933

Beyer-Abreisskalender „Frauen Schaffen" 1933	1.90 RM
Dienst am Deutschtum. Jahrweiser für das deutsche Haus 1933	1.00 „

erhältlich bei der:

„Dom" Verlagsgesellschaft
Lemberg, Zielona 11.

Suche Stelle als **Oekonom** auf einem Gut. Habe langjährige Praxis und ein sehr gutes Zeugnis. Anschrift: Philipp Pfeiffer, Dydiatycze p. Sądowa Wisznia.

Suche Stelle als **Wirtschafterin oder Köchin** Habe langjährige Praxis Off. sind an die Verwaltg. des Blattes zu richten.

Sämtliche Schreibwaren

Tinte, Federn, Hefte, Kanzleipapier, ferner Packpapier, schönste Bilderbücher für unsere Kleinsten in großer Auswahl und zu billigen Preisen im

DOM-Verlag, Lwów (Lemberg), Zielona 11

Bilderbücher

für die Kleinsten in großer Auswahl

Jugendbücher

Erhältlich im **„DOM"-Verlag.**

Spielgedichte

für Knaben und Mädchen

(Eine Sammlung auf neuer Grundlage) von **Erich Scharff** mit Zeichnungen von Walter Schröder.

Preis 8.80 zł

Erhältlich in der

Dom - Verlagsgesellschaft,
Lemberg (Lwów), Zielona 11.



Schon jetzt müssen Sie den neuen Jahrgang des

Kosmos Terminkalender 1933

benutzen, da wichtige Termine vorzutragen sind. **Preis 4.50 zł**

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.